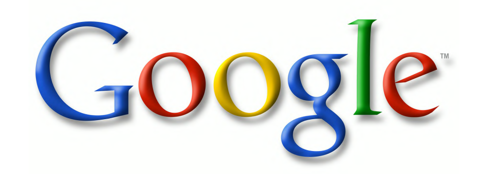
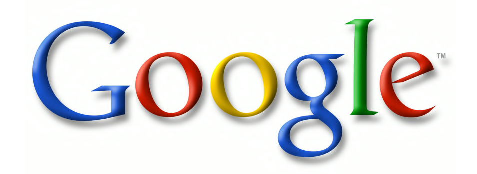
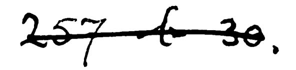
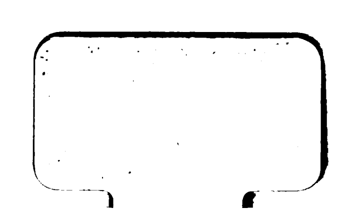




Ferdinand Freiligrath.




TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA



Ferdinand Freiligrath.

Ein biographisches Denkmal

von

Schmidt-Weißenfels.



Ferdinand Freiligrath.

Ein biographisches Denkmal

von

Schmidt-Weißenfels.

Mit Portrait.

Stuttgart.
Verlag von Wilhelm Müller.
1876.



Druck von Alfred Müller in Stuttgart.

Vorwort.

Die Grundlage meiner Biographie bilden die Gedichte Freiligrath's. Wie er in jedem derselben nur austönte, was nach äußeren Anregungen in seiner Brust durchkämpft und in seinem Geist durchlebt war, so sind sie in Wahrheit Tagebüchern über sein Empfinden und Denken vergleichbar. Außerdem sind selbstverständlich die vielen Mittheilungen über Einzelnheiten aus seinem Leben, die namentlich nach seinem Tode in zahlreichen Journalen zerstreut veröffentlicht wurden, nicht unbeachtet geblieben, und was sich nach der kritischen Sichtung davon als Thatsache richtig und werthvoll erwies, ist an den geeigneten Stellen dieses Buches citirt. Denn ich war so glücklich, nicht nur durch die liebenswürdige Beihilfe aus Freiligrath's Freundeskreis einzelne neue und interessante Züge seinem Lebensbilde zuzufügen, sondern konnte auch aus eigenen Eindrücken Manches ergänzen und beurtheilen. Vor Allem aber verdanke ich der gütigen Antheilnahme seiner Witwe an meiner Arbeit die Berichtigung vieler Ungenauigkeiten und Irrthümer, die sich herkömmlich über Einzelnes erhalten hatten, oder in den Zeitungen nachträglich gegeben wurden, und ebenso die nothwendige Ausfüllung der Lücken in der Darstellung der persönlichen wie literarischen Verhältnisse. So darf ich

mein biographisches Denkmal wohl in der Ueberzeugung der Oeffentlichkeit übergeben, daß es den trefflichen Mann und den denkwürdigsten Dichter unserer Zeit getreu in allen Phasen seines Lebens und Wirkens vor Augen führt.

Cannstatt, Mitte Mai 1876.

Schmidt-Weißenfels.

Inhalt.

1.
Die Jugendzeit.

In den letzten Jahren seines Lebens befand sich in dem Arbeitszimmer Freiligraths unter Anderm auch eine einfache Lithographie. Sie stellte das Geburtshaus desselben in Detmold dar, woran eine angebrachte Inschrift die Vorübergehenden mahnte. Dicht daneben zeigte sie ein anderes Haus mit der Inschrift, die daran erinnerte, daß Grabbe dort 1836 gestorben. Die Namen zweier als Dichter berühmt gewordener Söhne der altwestfälischen Stadt sind derart äußerlich eng mit einander verschlungen; in dem Augenblick, da der eine in dem wilden Chaos seiner Innenwelt hier zu Grunde ging, zog des anderen Stern in voller Pracht am Himmel der deutschen Dichtung auf.

Es ist ein kleines, freundliches Haus von zwei Stockwerken, in dem Hermann Ferdinand Freiligrath am 17. Juni 1810 geboren wurde. Sein Vater war Lehrer an der Bürgerschule der Stadt und Ferdinand das erste Kind in einer glücklichen Ehe, die nur zu früh, sieben Jahre nach dessen Geburt, durch den Tod der Mutter gelöst wurde. Ein paar jüngere Geschwister hatte der Knabe schon dahinsterben sehen und durch den Verlust auch der Mutter lernte er jenes Gefühl des Verlassenseins kennen, einer plötzlich ihn überkommenden öden Leere um sich, welches ein empfängliches und sinnendes Gemüth zu Einschau in sich selbst antreibt. Aufgeweckt, lebendigen Geistes, kräftigen Körpers war der Knabe; aber seine Herzenswelt sog begierig auch die Wirkungen solcher Vorfälle ein, die das zarte Saitenspiel darin erklingen ließen. Der Schmerz übt seine befruchtende Macht auf weiche Kindesgemüther, wie Freiligrath es besaß; er ruft, je früher er in die

Saiten greift, desto mehr die Phantasie herbei, auf deren Schwingen die Seele sich träumerisch forttragen läßt.

Die Mutter war es ja auch gewesen, die ihrem Erstgeborenen in frommem Sinn die Vorstellungen der Kinderwelt erweiterte, seinen Sinn aus dem Kreise des Hauses und der Tummelplätze in fremde Regionen führte, unbewußt freilich, mit welcher nachhaltigen Wirkung. In der Bilderbibel, die man ihm geschenkt, hatte sie in trauten Abendstunden ihm die einzelnen Zeichnungen gedeutet:

„Du Freund aus Kindertagen,
Du brauner Foliant,
Oft für mich aufgeschlagen
Von meiner Lieben Hand;
Du, dessen Bildergaben
Mich Schauenden ergötzten,
Den spielvergeßnen Knaben
Nach Morgenland versetzten:

Du schobst für mich die Riegel
Von ferner Zone Pforten,
Ein kleiner, reiner Spiegel
Von dem, was funkelt dorten!
Dir Dank! Durch Dich begrüßte
Mein Aug' eine fremde Welt,
Sah Palm, Kameel und Wüste,
Und Hirt und Hirtenzelt. Gedichte: Die Bilderbibel.

Wenn er nach ihrem Tode diese Bibel wieder durchblätterte, mußte er nicht immer an seine Mutter denken, nicht stille Zwiesprach mit der Verlorenen halten? Wohl schloß sich durch die zweite Ehe, die dann sein Vater einging, nochmals ein Familienkreis um ihn; aber wenn er ihm auch Alles bot, was dem Kinde das Heim lieb und werth macht — der Platz der Mutter, an deren Herzschlag er vom Spiel in Träumen, vom Traum in Schlummer einstmals eingewiegt worden, der konnte nicht wieder besetzt werden. Sehnsucht und Wehmuth darüber überkamen ihn noch, als „der Kindheit Lust und Freude, Alles dahin, dahin!"

Lernlustig wuchs der Knabe auf. Der Vater erkannte es und wußte es am besten zu schätzen, welchen Werth eine freie Entfaltung der Talente in der Jugendzeit für das spätere Leben

hat. Arm wie er war, konnte er seinem Sohn dereinst nichts mitgeben, als was derselbe als wucherndes Pfund durch die Erziehung erhalten. Er ließ ihn deßhalb nach dem Unterricht in der Bürgerschule, an der er selber lehrte, das Gymnasium besuchen. Eifrig trieb er seine vorgeschriebenen Studien, aber er vervollkommnete und belebte sie gleichsam durch seine eigenen Neigungen. Reiseschilderungen zu lesen bildete seine Freude; sie versetzten ihn in Gedanken nach fernen, fremden Ländern, zu wilden Völkern, auf wüste Inseln, auf das rauschende Meer; in seiner Einbildung sah er deutlicher wieder, wohin er schon durch die Bilderbibel versetzt worden war; vertraut wurde er mehr und mehr mit Mohren und Indianern, mit Piraten und Seeschiffen, als hätte er sie leiblichen Auges gesehen. Ging er spazieren in den Wald nicht fern der Stadt, so tauchten sie auf, die Helden seiner Knabenzeit:

„Die Einsamkeit
Des Tannenwalds durchzogen sie mit dir,
Vasallen schier.
Du führtest sie schweißtriefend und bestaubt,
Ein dreizehnjährig Abenteurerhaupt.

Aus Busch und Walde traten sie hervor;
Du sprangst empor
Vom moos'gen Stamm; da sausten sie vorbei,
Ernst mit dem Blei
Die Tiefe messend, Flaggen schüttelnd; — du
Riefst ihnen Grüße durch das Sprachrohr zu."

Gedichte: Einem Ziehenden.

Was irgend vorkam, um das stille Städtchen ungewöhnlich zu beleben, es wirkte in einer schon ganz bestimmt sich äußernden Richtung seiner kindlichen Phantasie. Kunstreiter zogen einmal mit Trompetenschall und Trommelklang auf, um ihre Vorstellungen anzukündigen. Alles lief herzu, auch der junge Freiligrath.

„Da sahn wir denn, das wir bisher gekannt
Aus Büchern nur, der Wunder altes Land!
Beim Himmel, dieser Rennbahn Räume
Umfaßten es: Helmzierden, Hermelin,
Speerschwinger, Türken, schwarzer Augen Glühn,
Wiehernde Rappen und verhängte Zäume!"

Gedichte: Landrinette.

Die Lebhaftigkeit und sichtliche Begabung des Knaben erweckte das besondere Interesse des Archivraths Clostermeier in Detmold für ihn; er ertheilte ihm aus eigenem Vergnügen sprachlichen Unterricht und erläuterte ihm namentlich lateinische Sprüchwörter mit einer solchen Gründlichkeit, daß dieselben für immer fest im Gedächtniß des Schülers blieben. Außerordentlich einflußreich auf die Logik seines Denkens, auf die treffende Behandlung der Sprache, auf die Feinheit und Kraft ihres Ausdrucks müssen diese Studien gewesen sein, und Freiligrath schätzte sie in dieser Beziehung auch so hoch, daß er die darüber geschriebenen Hefte sorgfältig bis in sein Alter aufbewahrte und sie gelegentlich wohl mit freudiger Dankbarkeit wieder durchblätterte. Eine tiefe anhängliche Liebe zu diesem Mentor blieb ihm überhaupt und er setzte ihm und seinen Verdiensten pietätvoll ein Denkmal in dem Gedicht, welches er 1875 für das „Album des Hermannsdenkmals und Teutoburger Waldes" beisteuerte. Clostermeier hatte in jener Zeit die Stelle, wo die zweite Schlacht Hermanns gegen Varus im teutoburger Walde geschlagen wurde und worauf jetzt das Kolossal-Denkmal des Cheruskerfürsten herniederschaut, wissenschaftlich festgestellt. Freiligrath wurde gleichsam der Zeuge auch dieser Art Studien:

„Gab mir Lehre so im Gehn,
Wies mir so die Gründ' und Höhn,
Denen die Schlacht und ihre Statt
Tapfer er gerettet hat.

Oder Streit's; hier oder dort!
Da sprach Er: Dies ist der Ort!
Hier die Schlacht, hier Teutoburg! —
Sprach's und schrieb's — und das schlug durch!"

Gedicht im Album des Hermannsdenkmals. Detmold 1875.

Vierzehnjährig war der Knabe damals und schon verstand er nun auch die tiefere Bedeutung solcher Studien in sich aufzunehmen und zu verarbeiten. Aufgewachsen war er, indeß die Luft noch bebte von den ausgetobten Wettern der napoleonischen Zeit. In Detmold hatte man die Schmach der Knechtschaft mit am lebhaftesten empfunden. Das kleine lippe'sche Fürstenthum war als Mitglied des Rheinbundes nicht viel mehr als eine Präfectur des französischen

Kaiserreichs gewesen. Ringsum das Königreich Westfalen unter Jerome Bonaparte; der urdeutsche Westfalenstamm unter dem caudinischen Joch des herrschsüchtigen Korsen. Da rief solche Erniedrigung wohl das Andenken an diejenige wach, die einst Roms allmächtige Legionen demselben Volke bereitet, und zugleich damit auch das Gedächtniß an die befreiende That Hermanns achtzehn Jahrhunderte zuvor, die im teutoburger Walde in den zwei Varusschlachten erfolgte. Mit diesem auflebenden Andenken erstarkte die Sehnsucht nach Freiheit, die Hoffnung auf eine neue nationale Wiedergeburt nach neuer schmachvoller Knechtschaft.

Als Kind hatte Freiligrath von Patrioten-Lippen noch die Flüche auf den Bezwinger gehört, diese Seufzer um die Gegenwart, diese Rufe nach einer besseren Zukunft. Dann hatte der Rausch der nationalen Erhebung seine Seele gestreift. Das Volk in Waffen hatte er in dröhnenden Sturmmärschen mit fliegenden Fahnen vorüberziehen sehen, ein Volk der Rache, welches mit feurigen Liedern der Zuversicht und des Siegesjubels sich an die Fersen der flüchtenden französischen Legionen hing, um sie über den deutschen Rhein in unwiderstehlicher Macht bis nach Paris zu werfen.

Dann war es Friede geworden. Der Siegesjubel verstummte und die Hoffnungen der Nation wurden Enttäuschungen. Nach einem Frühling gleich ein Winter! Es kamen für die Blutarbeit des Volks die Belohnungen auf den Kongressen von Karlsbad und Verona. Die Fremdherrschaft war nicht mehr, aber überall im bundestäglichen Deutschland die feindselige Herrschaft einer geistmordenden Reaction.

Noch konnte Freiligrath diese Ereignisse in ihrem Zusammenhang nicht würdigen; aber er wurde doch von den Stimmungen berührt, die sie hervorriefen. Die Jugend fühlt es, wenn in ihrer Zeit eine Idee nach Werden ringt. Die Jugend von damals war daher eine geborne Opposition gegen die bestehende Ordnung und Freiligrath gehörte ihr an. Auf jenen Studiengängen mit Clostermeier erinnerten ihn die Erzählungen über die teutoburger Schlacht an die Befreiungsschlachten von 1813 und 1815. Er lernte Deutschland lieben, das deutsche Volk, dessen Hoffnungen, dessen Sehnsucht, und indeß er an die Enttäuschungen, an die

Seufzer, an den Ingrimm über das neue nationale Elend sich gemahnt fühlte, flog seine Phantasie schon manchmal über die sonnendurchglühten Wüsten, über das Meer uud über die Wunder der fernen Welt hinaus in das Traumland der Freiheit.

Eine andere, nicht minder zu beachtende Anregung brachte ihm, wenn auch erst als spätere Nachwirkung, Christian Grabbe, jenes andere Detmolder Kind, welches Freiligrath persönlich wohl bekannt war, ehe noch seine Dichtungen zu ihm gesprochen. Grabbe war neun Jahr älter als er, ein junger Mann als er noch Knabe. Nach seiner Studienzeit war er als Auditeur nach Detmold zurückgekehrt und hatte eine Tochter Clostermeier's geheirathet, der auch ihm sich stets als ein Gönner gezeigt. Schon dadurch trat ihm der Schützling desselben näher und die überkräftige Genialität Grabbe's mochte auch nicht ohne Reiz auf Freiligrath bleiben, der in seinem von Haus aus leidenschaftlich abenteuerlichen Sinn so viel Verwandtes mit ihm hatte.

„Ich habe Dich gekannt als Jüngling; braun
Und kräftig gingst dem Knaben du vorüber.
Nach Jahren drauf erschaut' ich dich als Mann;
Da warst du bleich, die hohe Stirne sann,
Und deine Schläfen pochten wie im Fieber."

Gedichte: Bei Grabbe's Tod.

Was Freiligrath während seiner Schulzeit in Detmold von diesen geheimen seelischen Beziehungen zu dem geistvollen, in seiner Lebensweise sich verwüstenden Mann noch nicht verstand, das kam ihm später desto mächtiger zur Erkenntniß, wie eben sein Gedicht auf Grabbe's 1836 erfolgten Tod beweist. Es waren zwei dämonische Dichternaturen, demselben kraftvollen Boden entstiegen; aber indeß Grabbe durch sein Genie sich in ungeheure Verirrungen und cynische Gereiztheiten verlor, sein wilder, titanischer Geist früh „die Form zerbrach", sollte Freiligrath dieselbe Kraft in die Banden rythmischer Schönheit schlagen und sie mit seinem ganzen Geistesleben in den vollkommensten künstlerischen Einklang setzen.

Nicht aber um eine Zukunft, wie sie wurde, sondern um solche wie sie werden sollte, sorgte nun sein Vater. An den Mitteln, den Sohn nach dessen Neignngen studiren zu lassen, fehlte es ihm

und wohl oder übel mußte sich Ferdinand in seinem sechszehnten Jahre entschließen, Kaufmann zu werden. Nach menschlicher Berechnung boten sich ihm in dieser Laufbahn die günstigsten Aussichten. Ein Bruder seiner verstorbenen Mutter lebte in Edinburgh als sehr wohlhabender Geschäftsmann und hatte sich bereit erklärt, seinen Neffen an Sohnes Statt anzunehmen und ihm Geschäft und Vermögen zu vererben, wenn er sich zu einem tüchtigen Kaufmann ausbilden würde. Unter solchen Umständen konnte man nicht schwanken. Für eine angenehme und zweckentsprechende Lehre erbot sich überdies ein anderer Oheim, der in Soest ein kaufmännisches Geschäft betrieb und wo dem jungen Mann Muße genug gegeben werden sollte, sich nach seinen Neigungen mit Studien und besonders Sprachwissenschaften, für welche er außerordentliche Lust und Fähigkeit besaß, weiter zu beschäftigen. So ging es denn nach Soest in die Lehre.

Kräftig und groß war der schwarzlockige Jüngling, der sein Vaterhaus verließ, um nun den Weg zum vorgesteckten Ziele seines Lebens abzuschreiten. Aber das schnelle Wachsthum war auch nicht ohne bedenkliche Folgen für seine Gesundheit geblieben. Ein lästiger Husten ließ besorgen, daß die Lunge gefährlich angegriffen würde und der Arzt, den man um Rath fragte, verlangte deßhalb für den jungen Mann besondere Schonung auf Jahre hinaus. Isländischen Moosthee zu trinken wurde ebenfalls verordnet.

Und anläßlich dieses Getränkes reizte ihn die Wirkung desselben in der Zeit des ersten heftigen Anfalls der Krankheit zu dem Versuch seiner dichterischen Schwingen, wohl nicht zum ersten, doch sicherlich zum ersten Mal zu seiner innersten Befriedigung:

„Sechzehn Jahr — und wie ein greiser
Alter sitz ich matt und krank;
Sieh, da senden mir der Geiser
Und der Hekla diesen Trank.“ Gedichte: Moos-Thee.

In seiner Phantasie tauchte das ferne Island auf; er sah es von Eis umstarrt, mit schneebedeckten Bergen, aus deren Kegeln blutrothe Flammen mächt'ge Steine sprühten, glühende Lava hinunter in die Eisgefilde strömte. Eis und Feuer sah er mit einander, vom Wasser rings umgeben, in großartigem Kampf. Und

„Dorten wuchsen diese bittern
Flechten, wuchs dies herbe Kraut. —
Daß die kranke Brust gesunde,
Und sich freue neuer Kraft,
Biet ich träumerisch dem Munde
Ihren dunkelgrünen Saft.
Kühner fühl ich mich und stärker
Bei dem Lodern dieser Glut,
Und die Wildheit der Berserker
Tobt durch mein genesend Blut."

Ein Ahnen überkam ihn, ein Hoffen. Dieser wunderbaren Insel möchte er gleichen, deren Pflanzensaft ihm neue Lebenskräfte geben sollte:

„Feuer lod're, Feuer zucke
Durch mich hin in wildem Kochen,
Selbst der Schnee, in dessen Schmucke,
Einst mein Haupt prangt, sei durchbrochen
Von der Flamme, die von innen
Mich verzehrt; wie roth und weiß
Hekla Steine von den Zinnen
Wirft nach der Faaroer Eis:
So aus meinem Haupt, ihr Kerzen
Wilder Lieder, sprüh'n und wallen
Sollt ihr und in fernen Herzen,
Siedend, zischend niederfallen."

Das Fieber einer Krankheit brachte ihm die Offenbarung seiner Zukunft, wie sie ihm vom Geschick bestimmt war und er formte in dieser Stunde kunstvoll den ersten Stein zu dem Bogen, der in stolzer Höhe und Pracht aufsteigen sollte. Noch zwischen Nebeln, aber zuversichtlich, sah der Knabe seinen Stern; wie Morgenschauer durchdrang es ihn und er grüßte das Licht, das ihm winkte.

2.

Kaufmann und Dichter.

Die Lehre beim Oheim in Soest war angenehm und Freiligrath versöhnte sich bald mit seinem Geschick. Er hatte daneben Gelegenheit genug, sich nach seinen Neigungen durch Lesen und Lernen, namentlich des Englischen, auszubilden und nach der prosaischen Arbeit des Tages Einkehr in seine Innenwelt zu halten. Ueberdies gestalteten sich die äußeren Verhältnisse binnen der nächsten Jahre für ihn so ungünstig, daß er mit erhöhtem Ernst auf eine praktische Thätigkeit für die Zukunft verwiesen wurde. Sein Vater, mißmuthig über ihm bereitete Zurücksetzungen, hatte den Lehrerstand in Detmold aufgegeben und den Antrag des Verwandten in Soest angenommen, in dessen erweitertes Fabrikgeschäft als Buchhalter einzutreten. Als es eben dazu gekommen, raffte ihn jedoch unvermuthet und noch in der Mitte seiner vierziger Lebensjahre der Tod dahin. Verwaist stand sein achtzehnjähriger Sohn, der fortan lediglich nur auf die Unterstützung seines soester Onkels und auf die Aussicht auf das Erbe in Edinburgh rechnen mußte.

Wohl drückte ihn dieser Schlag nieder, machte ihn ernst und mißmuthig; aber nichts desto weniger irrte seine Phantasie zügellos in die Weite und erquickte sich auf diesen Flügen nach der Einschirrung in das Joch der Tagesarbeit mit Ballen und Faß, Fakturen und Contobüchern. War er frei, so durchstreifte er wohl Sonntags an sonnigen Morgen den Wald; dann wurde sein Herz ihm weit, der Sinn ihm hell und die erwachende Poesie in seiner Brust zauberte ihm ihre Märchen:

„Waldesruhe, Waldeslust,
Bunte Märchenträume,
O wie labt ihr meine Brust,
Lockt ihr meine Reime!“

Gedichte: Im Walde.

Ideal und Wirklichkeit deckten sich für ihn so wenig, daß er für das eine seine Phantasie, für die andere sein Pflichtgefühl gesondert und mit desto größerer Energie einsetzte. Da war denn der „Dichtung Flamme" ihm wohl manchmal ein „Fluch" und es kam auch über ihn die Qual des Dichters, der aus den Träumen vom Himmel zur nüchternen Erdenmenschlichkeit erwacht. „Gott, warum gabst du mir Lieder?" so entrang es sich solchen trüben, peinvollen Stimmungen:

„Die Dichtkunst sagt zu meinem Leben: flieh!
Mein Nero, weh mir! ist die Poesie —
Doch will ich nicht mit meinem Schicksal hadern."

Als seine glücklichsten Stunden mußte er sicherlich denn solche preisen, in denen ein irgendwie empfangener Eindruck sich in einem gelungenen dichterischen Ausdruck austönte. So war es unzweifelhaft nach der Lecture der Raumer'schen Geschichte der Hohenstaufen, die damals gerade eine begeisterte Aufnahme gefunden hatte, daß Freiligrath 1829 seine Phantasie über „Barbarossa's erstes Erwachen" mit der eingewobenen Schilderung von der Enthauptung Konradins in Neapel dichterisch gestaltete. Es bezeugt dies die erste Anregung mehr politischer Art, die der Jüngling erhielt und die zum Ausdruck zu bringen ihn drängte; es führt dies auch auf den Anfang der feinen Beziehungen, welche Freiligraths zart empfindsame Natur zu den gährenden Gefühlen im deutschen Volke finden sollte. Die Begeisterung für die Hohenstaufen-Geschichte in Deutschland entstand aus der dumpf brütenden Sehnsucht nach einer Wiederkehr nationaler Macht und Größe; jenes Gedicht Freiligraths gab in noch dunklem Ahnen dieselbe Stimmung zurück.

Um dieselbe Zeit folgten sich schnell die leuchtenden Wetter rings um das in Starrkrampf liegende Deutschland. In Griechenland wogte der revolutionäre Kampf gegen die Türken, auf welchen mit höchster Theilnahme die Augen aller derer gerichtet waren, die den Triumph der Freiheit, wo es sei, als den Aufgang der erwarteten neuen, besseren Zeit für Alle erkannten. Dann stürzte in Frankreich der Thron der Bourbonen zusammen, in demselben Augenblick, da französische Truppen die Fahne auf der eroberten Kasbah

von Algier aufpflanzten. In Belgien erhob sich das Volk mit dem Ruf nach Freiheit, in Polen schlug die Verzweiflung einer verröchelnden Nation ihren Todeskampf gegen die Russen; in Spanien, in Italien begannen die nationalen Vulkane ihre inneren Feuer herauszuschleudern. Europa zitterte vor Spannung und Erwartung, Deutschland regte sich, eine Bewegung der Geister fand statt, welche im geheimnißvollen Drange den neuen Zielen der Völker zuströmte.

Der junge Mann, selbst ein Vulkan, der ausbrechen wollte, fühlte das Wehen der neuen Zeit, sah das Aufleuchten des neuen Völkergeistes. Im eigenen Innern wuchs die Gährung, wie sie überall in der alten Welt ihre drohende Steigerung erhielt. Noch unbewußt, wohin und wie der Ausbruch erfolgen würde, tönt doch schon das Grollen seiner aufgeregten Natur aus den Gedichten, die er damals für sich im stillen Kämmerlein schrieb, oder jene todessehnsüchtige Resignation eines stürmischen Charakters, der sich mit unlöslichen Banden gefesselt sieht, indeß ringsum der Aufbruch zu befreienden Thaten erfolgt. Wir heben das Gedicht „Der Scheik am Sinai“ (1830) hervor, welches die Verbindung der nach dem Orient gewandten Phantasie des jungen Mannes mit dem Ereigniß der Eroberung von Algier in glücklichem Wurf darstellt und Ludwig Philipps dabei in den Schlußworten des Scheiks, der statt Napoleons dieses neuen Königs Bildniß auf dem Goldstück sieht, ironisch erwähnt:

„Das ist sein Auge nicht, das ist nicht seine Stirne!
Den Mann hier kenn' ich nicht! sein Haupt gleicht einer Birne!
Der, den ich meine, ist es nicht!“

Ebenso das „Wetterleuchten in der Pfingstnacht“ (1831):

„Will Er in lichten Flammenbränden,
Von seiner Felsenburg herab
Aufs neue seinen Geist aussenden,
Wie er ihn Christi Jüngern gab?
Woher die Gluth, die flücht'ge, grelle,
Die jener Wolke Schwarz umfliegt,
Wie sich ein Mantel weiß und helle,
Um eines Mohren Glieder schmiegt?“

Und jene Resignation kennzeichnend die Schlußverse von dem elegievollen Stimmungsbild der rastenden Wallfahrer in der Wüste in „Nebo“ (1830):

„Auf einem Berge sterben,
Wohl muß das köstlich sein!
Wo sich die Wolken färben
Im Morgensonnenschein.
Tief unten der Welt Gewimmel,
Forst, Flur und Stromeslauf,
Und oben thut der Himmel
Die goldnen Pforten auf.“

So jung, so tief bewegt, so voll ihn verzehrenden Feuers und reicher Phantasie — wie anders konnte es sein, als daß sich Freiligrath fortsehnte aus dem stillen, kleinbürgerlichen, im gewohnten Geleise abrollenden Leben in Soest? Gewaltiger, immer gewaltiger wurde jener unzähmbare Drang. Fort, nur fort, wo seine Seele sich aufthun und in vollen Zügen athmen konnte!

Die Lehrzeit war zu Ende, in Amsterdam bot sich eine gute Stelle: da war Meer und buntes Hafenleben, da zogen Schiffe ein und aus, kamen von fernen Welten und gingen wieder dahin. Da war Raum zum Flug seiner Phantasie, Freiheit zum Schweifen und Stürmen. So reiste er denn, neuen Hoffens, neuen Lebens voll, im Jahre 1831 nach der holländischen Seestadt, ein Handlungsdiener, der die Welt eines Dichters in seinem Busen trug.

Ja, wie er geträumet, so übten in Wahrheit die neuen Eindrücke auf ihn eine schöpferische Wirkung. Er sah das Meer, den Gegenstand so langer Sehnsucht, und es berauschte ihn; er lebte und entzückte sich in dessen Anblick, er belauschte es und suchte ihm die Geheimnisse abzufordern:

„So hast du meinem Blick dein Innres aufgethan,
So ließest du im Geist mich deine Pracht empfah'n,
Auf daß sie meine Lieder schmücke.“ Gedichte: An das Meer.

Seine Phantasie begann ihr hundertfaches Zauberwerk. Sie zeigte ihm versunkene Städte auf dem Meeresgrund, wenn er auf leichtem Nachen durch die Wogen fuhr (Meerfahrt), oder die Todten, die seit unendlichen Zeiten dort ihr nasses Grab gefunden (Die

Todten im Meere); sie ließ vor ihm die fabelhaften Ungeheuer der Kraken und Meerkolken erscheinen (Meerfabel), oder, am Ufer des holländischen Seebades Zandvoort dahinstreifend, versetzte sie ihn durch den Anblick eines von Fischern angebrachten Walfisches oder Robben in die nordische Heimathregion desselben und er wünschte sich dahin,

„.... wo das Meer und die Welt ein Ende nimmt!
Wo krachend in der Finsterniß der Eispalast des Winters schwimmt.
Ich wollt', ein Schwertfisch wetzte dort am Eis sein Schwert und stieße mir
Das jäh gezuckte durch die Brust; so stürb' ich wenigstens nicht hier!"
Gedichte: Leviathan.

Gespenstische Geister beschwor er, wie ihr Meister, aus den Wassertiefen und selbst ein nur gemalter Schiffbruch erhob ihn in phantastische Regionen, so daß es ihm schien, als sei sein Antlitz, wie es die frischen Farben des Gemäldes ihm zurückwarfen, das des Gebieters des Sturms darauf (Vor einem Gemälde).

Alles, seine Geisteswiege, seine innere Erweckung, seine Leidenschaft, seine Schmerzenssehnsucht, wurde ihm das Meer:

„Ich kann es nicht begreifen, daß
Ich einst durch Wälder bin geschritten,
Daß ich auf Bergesgipfeln saß
Und über Haiden bin geritten.
Sie ruhn im Meer, im Meere ruht
Mein Lieb, mein Hoffen und mein Sehnen;
Und wie heran jetzt schießt die Fluth,
So schießen mir ins Auge Thränen." Gedichte: Sandlieder.

Er beneidet die Tanne, die als Mastbaum auf der Fregatte ragte und die ihm nun auf ihren Fahrten, wo sie „Meerkönige thronen sah", von ihrer Waldheimath sang:

„O stilles Leben im Walde!
O grüne Einsamkeit!
O blumenreiche Halde!
Wie weit seid ihr, wie weit!" Gedichte: Die Tanne.

Dann der Anblick der großen Seeschiffe, des Mastenwaldes und fremdartigen Treibens im Hafen! Er begrüßte jene, wenn sie nach langer Fahrt endlich zurückkehrten und nun vor ihm gleichsam aus-

luden, was sie mit heimgebracht (Florida of Boston). So erschien ihm eins als der Träger des jungen Mai, des „südlichen Gesellen“, den es zum Norden getragen (Die Amphitrite), so riefen die Kopfbilder am Bug anderer ihm die Szene einer Art von Völkerkongreß auf (Die Schiffe). Und auf die absegelnden schiffte er heimlich dann wieder seine Phantasie mit ein, verfolgte in Gedanken ihren Lauf, sah die wüsten Inseln, die Küsten und wilden Völker, wohin sie demnächst kommen sollten, ließ sie dahin aus Deutschland „Liederkronen auf der Fluth Gezisch“ entführen (Einem Ziehenden). Auswanderer sah er den letzten Abschied nehmen; er gedachte ihres Geschickes, ihrer Zukunft, ihrer Schwarzwald-Heimath:

„Ich kann den Blick nicht von euch wenden;
Ich muß euch anschaun immerdar:
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!“

Wehmüthig ergriffen, sandte er ihnen, deren Heimweh ihm vorschwebte, seinen Dichtergruß nach:

„ . . . . Zieht hin in Frieden:
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden,
Und euren Feldern Reis und Mais.“ Gedichte: Die Auswanderer.

Diesen Anregungen entwuchsen auch Arbeiten wie „Heinrich der Seefahrer“ und „Piratenromanze“, in denen die lyrischen Stimmungen sich mehr zu epischem Inhalte verdichten. Es war das Abenteuerliche, das Wildromantische, auch des Furchtbaren und Schauerlichen, in denen seine erhitzte Einbildungskraft sich auszutoben liebte.

Aus dem Leben der Seestadt traten ihm dann vor Allen auch die Figuren fremder Völkerschaften als die anregendsten entgegen. „Die Griechin auf der Messe“ versetzte ihn in deren Vaterland, wo die Wohlgerüche der Levante wehn, und er träumte ihre Erinnerungen daran nach. Ein Neger, der Schlittschuh auf dem Eise lief, machte, wie vordem in einem Cirkus, in ihm Vorstellungen vom früheren Leben desselben in der Wüste lebendig. Nord und Süd, Wirklichkeit und Phantastisches derart in Berührung zu

setzen, daraus Funken sprühen zu lassen, reizte mehr und mehr sein romantisches Gelüst. Neue Gebiete, wie sie diesem Reiz entsprachen, erschlossen sich ihm damit: Afrika und die Wüste, Asien und der märchenhafte Orient. So entstanden die feurigen Schilderungen ähnlich dem „Mohrenfürsten“: „Am Kongo“, „Afrikanische Huldigung“, der „Löwenritt“; so die vom „Taumelmohn des Ostens“ durchsättigten Lieder „Unter den Palmen“, „Gesicht des Reisenden“, „Die seidene Schnur“, „Der Wecker in der Wüste“. Mit Herz und Seele ging er in diesen Phantasien auf, die er sich ohne jeden Eindruck von Gesehenem und Erlebten bildete; so sehr umfing ihn namentlich der asiatisch-türkische Spuk, daß er selbst auf einer Fahrt im Eilwagen im Sommer 1832 inmitten der Prosa der niederländischen Landschaft durch die wehenden Schweife der Postpferde in eine Träumerei von stolzen Paschas gewiegt wurde, denen, wie ihm, „fliegt vierfaches Schweifgeroll“ (Vier Roßschweife).

Nichts naheliegender, als daß diese Träume zu Märchen wurden und der junge Kaufmann sich seine Einbildung zu einer Schehezade machte. Eine fast weichliche Ueppigkeit von orientalischem narkotischen Duft durchzogen, löste die erste wilde Glut ab, mit der die ihm aus dem Meer aufgetauchten Kraftgestalten ihn erfüllt hatten. Es war das schöne Märchen „Der Blumen Rache“, welches aus solchem träumerischen Hindämmern seiner Seele hervorging.

In dem kreisenden Wirbelspiel seiner phantastischen Empfänglichkeit, das vom Zartesten zum Dämonischen, vom Wildesten zum Schmeichelnden überging, verschwand keine dieser Farben, sondern sie vermischten sich fort und fort und ließen ein immer neues und blendenderes Kolorit der Malereien entstehen. In alle Weiten schweifte sein Sinn mit beutegieriger Hast und schon begann auch das elektrische Funkensprühen, welches bei ihm die Reflexion in Berührung mit der Poesie hervorbrachte.

Wie nach Afrika's Wüsten und nach dem alten Traumland der Khalifen, so entführte ihn seine Phantasie auch nach den Prärien der Indianer in Amerika (Der Tod des Führers). Dort, wo die Natur noch unverfälscht, ergötzte sich sein Geist an den Zuständen der Wildniß. Es war, als wenn er sich abgewendet

halten wollte von der Wirklichkeit, in der er lebte, als wenn er in die fernen Wüsten und Wälder, zu Palmen und Hottentotten-kralen, zu Löwen und Wilden, aus einem Instinkt nach Freiheit sich versetzte. Das Ideal tauchte auf wie ein Stern und stand noch fern in der Wildniß der unentweihten Natur und ihrer Geschöpfe; wie ein Aufblick war es nach den schwelgerischen Phantasien von orientalischer Pracht, von Kronen und Sultanen, wie ein Aufblick, bei welchem er plötzlich von ernüchternden Gedanken noch mitten im Träumen überrascht wurde. In „Anduban" hat man ein erstes Beispiel davon. Er feierte den Mississippi-Indianer als den freien Mann, weil er von Europa's Civilisation noch nicht berührt worden:

„In den Wäldern, in der Oede,
Die der Thoren Ruhm: Kultur,
Noch nicht überzog mit Fehde,
Freutest du dich der Natur."

Er sah ihn in dem Kampf dagegen schließlich doch erliegen und diese Gewißheit erfüllte ihn mit Bitterkeit:

„Weh', zu spät! was hilft euch Säbel,
Tomahawk und Lanzenschaft? —
Alles glatt und fashionable!
Doch wo — Tiefe, Frische, Kraft?" Gedichte: Anduban.

So mächtig zog es ihn in diesem instinktiven Gefühl für Freiheit fort aus der Welt der Kultur in solche Wildniß, daß er sich selbst als unter den Indianern lebend und dort am Heimweh sterbend in dem umfänglichen Bruchstück „Der ausgewanderte Dichter" schilderte.

Dazwischen brach immer stürmischer eine kampflustige Stimmung in ihm hervor. Der Kaufmann in der friedlichen Handelsstadt gefiel sich in Schilderung kriegerischer Szenen, in Phantasien von Schlachten, wehenden Feldzeichen, wilden Seegefechten. Dahin gehören u. A. die Bearbeitungen niederländischer Balladen: „Eine Geusenwacht", „Der Wassergeuse", „Lieve Heere" und das muntere Lied nach „Prinz Eugen". Er selbst sehnte sich nach Kriegsfahrten und zwar in der Romantik fremder, orientalischer Rüstung:

„Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren,
Wär' ich auf Yemen's glüh'ndem Sand,
Wär' ich am Sinai geboren,
Dann führt' ein Schwert wohl diese Hand."

Gedichte: Wär' ich im Bann.

Im „Schwertfeger von Damascus" besang er begeistert den krummen Säbel, den dieser geschmiedet, weil er in der Schlacht vom Khalifen selber geführt werden würde:

„Dann zuckst du himmelan, wie eine rothe Flamme,
Bei deren Lodern Nachts ein Dichter seinem Stamme
Von Genien und Feen erzählt am rothen Meer.
Und diese Flamme, die den Orient entzündet,
Und bald im Occident des Ostens Macht verkündet —
Aus meiner Esse stammt sie her!"

In der wilden, bacchantischen Phantasie „Fieber", in der er sich in einer Schlacht mit dem Tod versetzt sah, rang sich der Kriegsruf von ihm ab:

„Erschallt, Trompeten! fliegt, Standarten!
Helmschweife, flattert! Mörser, kracht!
Auf ihren Schädeln wetzt die Scharten
Der Schwerter aus! vorwärts! zur Schlacht!"

Und nicht nur Worte waren es ohne weitere Bedeutung — nein, diese Stimmung gab seinen poetischen Schöpfungen wieder eine neue Färbung, einen energievollen Charakter. Die wilden Rythmen schlossen sich klirrend zu Schlachtlinien, aus denen kriegerischer Klang, rauschende Janitscharenmusik, Drometenstöße ertönten. Im dröhnenden Takt, den damit viele seiner Lieder gewannen, brausten sie wie Sturmmärsche. Ein Instinkt nach Freiheit, ein Instinkt nach Kampf, nach einer That, um dem leidenschaftlichen Schlag des Herzens genug zu thun — sie feuerten den Dichter an und ließen ihn auch schon fragenden Blicks sich umschaun, wie seine Phantasien sich gegen die Wirklichkeit verhalten.

Vorwurfsvoll stand er dann zuweilen inmitten dieser Jagd in die Zonen der Wildniß und des Orients, inmitten dieses phantastischen Sturmlaufens, still, und sagte sich:

„Du wandelst, wie ein Mann, der träumt!"

Er hörte, daß man ihn anklagte, für das Nächste, für das Heimische kein Interesse zu haben:

„Sei wach den Stimmen deiner Zeit!
Horch auf in deines Volkes Grenzen;
Die eigne Lust, das eigne Leid
Woll' uns in deinem Kelch kredenzen!"

Aber noch vermochte er sich dem süßen Zauber, in Phantasien sich dem wirklichen Leben zu entrücken, nicht zu entziehen:

„O, könnt ich folgen eurem Rath!
Doch düster durch versengte Halme
Wall ich der Wüste dürren Pfad:
Wächst in der Wüste nicht die Palme?

Gedichte: Meine Stoffe.

Wie sich selber mahnend an eines anderen Dichters Wort, daß Niemand ungestraft unter Palmen wandele, riß er sich dann wieder empor aus diesem wonnigen Brüten, in neuen Vorwürfen sich ausklagend, daß

„Auf's Neue ließ ein Jahr ich ungenossen fliehn;
Und, ach! ich merk es erst, da jetzo sein Verziehn
Mir schauert durch die Brust."

Sündhaft erschien ihm nun, womit er träumerisch, wie seit vier Jahren, auch wieder das letzte seines Aufenthalts in Amsterdam verbracht:

„Durchirrt hab' ich den Sand, ein Quell- und Schattenspürer;
Ich watete durch Blut; die Sonne war mein Führer,
Mein Roß der Ocean.

Ich sah der Wüste Brand und ihrer Körner Dürsten.
Versprengt von ihrer Schaar sah ich Normadenfürsten;
Am Boden lag ihr Pferd.
Sie schauten grimmig aus nach einer Karawane;
An ihrem prächt'gen Gurt hing wimmernd die Sultane,
Nachschleifend wie ein Schwert.

Zur Fehde zog ich aus mit Rittern und Baronen:
Den Flamberg in der Faust erstürmt ich Mauerkronen —
Gewieher und Geschnauf!
Die Leitern legt' ich an, ich klomm hinan die Scharten,
Ich pflanzte blutbefleckt die flatternden Standarten
Auf Feindesleichen auf."

Gedichte: Im Herbst.

In magischer Gewalt hielten ihn nach wie vor diese Bilder; aber dennoch horchte er immer sinnender dem Echo des vernommenen Rufs:

„Es rüttelt mich: Wach auf, kehr ein im eignen Hause!
Du Sinnender, besinne dich!"

Die Zauberlichter verschwanden, die Fata Morgana verflossen, in Nebel hüllte sich Wüste und Palmenhain, Prärie und Meer. Eine Sonne ging ihm auf, die seinen Augen einen neuen, lichten, weitgezogenen Horizont zeigte, und wie erwachend, wie sie grüßend, wie das Kommen einer neuen Zeit, für sich und für die Menschheit, ahnend, rief er aus:

„Ich fühl's an meines Herzens Pochen:
Auch uns wird reifen uns're Saat!
Es ist kein Traum, was ich gesprochen,
Und jener Völkermorgen naht!
Ich sah ihn leuchten durch die Jahre;
Ich glaube fest an seine Pracht;
Entbrennen wird der wunderbare
Und nimmer kehren wird die Nacht!"

Gedichte: Bannerspruch. (1835.)

Bei einem so tief fühlenden Dichter, wie Freiligrath, der einen so bedeutungsvollen Eindruck auf die Nation gewinnen sollte, konnten die verschiedenen Phasen seiner poetischen Entwickelung keine zufälligen sein. Der Romantiker, der von sechszehn bis zu sechsundzwanzig Jahren eine ganze Welt in Bildern geschaffen, der aus der Idylle des Cheruskerwaldes sich beseeligt auf das unermeßliche Meer begeben, in Gedanken drei fremde Welttheile durchschweift, um endlich stutzend auf die realen, nüchternen Dinge um sich her zu blicken — der mußte einen in seiner Natur bedingten Prozeß durchgemacht haben. Aus der Wirkung, die er mit seinen Gedichten ausübte, wird sich deßhalb die Ursache, aus denen sie entstanden, weiter erklären lassen.

3.

Erste Lorbeeren.

Die deutsche Presse war in den 1830er Jahren über lokale Beziehungen hinaus noch sehr unbedeutend; der schönen Literatur vollends huldigte sie so gut wie gar nicht. Die Dichter, welche ihre neuesten Arbeiten in die gebildete Lesewelt mit Erfolg einführen wollten, waren entweder auf die Herausgabe derselben in Buchform angewiesen, oder aber auf deren Veröffentlichung in den verschiedenen Taschenbüchern und Almanachen, die damals einer großen Beliebtheit, wie später die Kalender, sich erfreuten. Am meisten unter diesen ragte damals der „Deutsche Musen-Almanach" hervor, der von Adalbert von Chamisso und Gustav Schwab zusammen herausgegeben wurde und den Vereinigungspunkt der besten poetischen Kräfte jener Zeit bildete. In ihm erschienen im Jahrgange von 1835 die ersten gedruckten Gedichte von Freiligrath: „Moosthee", der „Löwenritt", „Scipio" und „Anno domini". Er hatte sie ursprünglich an Langewiesche in Barmen für dessen „Lies mich" eingesandt; da dies Jahrbuch indessen nicht weiter erschien, ließ Langewiesche die Gedichte an Chamisso gelangen, der auch nicht minder ihren Werth sogleich erkannte.*) Hohes Ansehen als literarische Zeitschrift genoß auch das von der Cotta'schen Buchhandlung herausgegebene „Morgenblatt" in Stuttgart. Im Jahrgang von 1835 desselben veröffentlichte Freiligrath die Gedichte: „An das Meer" und „Schiffbruch"; zugleich auch andere sowohl in der Soester wie Barmer Zeitung und in Eduard Duller's eben gegründetem „Phönix".

---

*) Barmer Zeitung 1876, Nr. 83. Festrede von Rittershaus.

Diese Veröffentlichungen riefen sogleich in der literarischen Welt wie in den gebildeten Kreisen, zu denen namentlich jene Sammlungen sprachen, ein ungewöhnliches Aufsehen hervor. Chamisso selber begrüßte in dem jungen Kaufmann eine originelle, große Zukunft versprechende Dichterkraft; er warnte ihn zwar vor der Neigung zum Gräßlichen, gab ihm aber doch gleich auf die erste Bekanntschaft mit seinem Talent einen Platz inmitten der Tafelrunde, an welcher er als ein gefeierter Patriarch mit den bedeutendsten der zeitgenössischen poetischen Geister zusammen saß.

Der Grund des schnellen und durchschlagenden Erfolgs mit diesen Gedichten lag zunächst in dem bestrickenden Reiz der neuen Szenerie, die Freiligrath in so blendender Farbenpracht vorführte, und in der neuen, kecken, üppig quellenden Rythmen-Sprache, „deren Saum fremde Reime wirr umrankten.“ Eine Frische, eine Leidenschaft wehte aus diesen eigenartig melodiösen Liedern an, die erst befremdend, dann berauschend wirken mußte. Sie entführten mit Zaubermacht die Phantasie in die Regionen des Polareises und der Tropen, sie versetzten durch die Plastik der Schilderungen inmitten der Wunder dieser Zonen, und wie in ihnen die Geographie gleichsam dichterisch in neuen Bildern verwerthet war, so überströmte ihre Poesie auch Thiere und Menschen fremder Art mit einer gesättigten, wunderbar wirkenden Gluth. Neue, ungekannte Ausdrücke, der Sprache jener fernen Völker oder auch der bisher unbeachteten Prosa in der Correspondenz großer überseeischer Kaufhäuser entnommen, bildeten in Verbindung mit den gewohnten deutschen Wörtern einen seltsamen, fesselnden Gegensatz; sie belebten und verzierten die Sprache, sie prägten sich wie Begriffe ein, die man noch nicht gekannt und die man doch als eine Bereicherung freudig in sich aufnahm. Eine andere Sprache, wie sonst von Dichtermund gehört, und dadurch auch andere, klirrendere Rythmen, eine wilde und doch einschmeichelnde Melodik, eine hinreißende Phantasie und eine feurige Beredsamkeit — gerade in jener Zeit, da überdies die neu erstehenden Eisenbahnen und die Dampfschiffe die Phantasien weithin über den Erdball lockten, war die mächtige Wirkung all diese Eigenschaften enthaltender Dichtungen wohl erklärlich.

Im Bann einer verfolgungssüchtigen Polizeiwirthschaft seufzten die Geister in Deutschland nach einem erquickenden Ausblick. Seit der Bewegung, welche die Julirevolution in heftigeren Wellenschlägen hervorgebracht, war Alles wieder in dumpfes Hinbrüten versunken. Man wollte nichts mehr hoffen; man wollte nichts mehr von der eigenen Misere sehen und hören, wandte die Augen begehrlich nach außen hin und fürchtete ein Wort, welches auf die Zustände im eigenen Vaterland aufmerksam machte. Es war die Zeit der Demagogenriecherei und der Verfolgung der Jugend, der Studenten, der Schriftsteller, denen man Gedanken über Vaterland und Freiheit zutraute. Da kam es denn recht, wie Freiligrath sprach. Man sah Löwen und Giraffen in der Wüste, den Neger unter der Tropensonne, und in der Stimmung über das eigene geistige und nationale Elend war man auch empfänglich für die Sentimentalität, mit welcher Freiligrath zuweilen das Elend der äthiopischen Rasse, überhaupt das Schicksal der Geschöpfe in der freien Wildniß, vorführte. Alles dies bildete gleichsam eine Epopöe auf das Recht zur Freiheit, wie es die Natur ihren Wesen verliehen, und welches nur der Mensch sich stiehlt oder ihm entzogen wird. Wie ein Gefangener, dem plötzlich das vermauerte Fenster geöffnet wird, damit er weit, weit in die sonnenbeglänzte, ihm längst fremd gewordene Natur blicken und trunken darüber werden kann, so labte sich der gebildete Theil des deutschen Volks an allen diesen bilderprächtigen Phantasmagorien, die der neu erstandene Dichter auf einmal enthüllte.

Den wirkenden Mann inmitten seiner Zeit zu sehen, lehrt diese Zeit selber begreifen. Der Zug, dem Freiligrath folgte, indem er so weit in die Ferne schweifte, um seiner reichen Phantasie Genüge zu thun, war damals einem großen Theil der deutschen Poesie eigen. Goethe ruhte auf dem „westöstlichen Diwan“ aus, um als des Todes harrender Greis in orientalischer Beschaulichkeit die letzten Lebensgenüsse zu suchen; Rückert, der einst „geharnischte Sonette“ für Deutschlands Erhebung geschrieben, bot nur noch „östliche Rosen“, Makamen und Sagen aus Indien und Araberland. Für das neue Griechenland, nicht für das enttäuschte Deutschland erklangen deutsche Harfen. Nach Osten schaute Alles,

als sei da einzig noch die Welt der Ideale, als sei da Morgenroth und im Westen lange, dämmerige Polarnacht. Angewidert floh Platen aus seinem deutschen Vaterland und suchte in Italien Trost in seiner Dichtung von den Abassiden. Dieser deutschen Traumwelt im Osten, diesem freiwilligen Exil, in welches die deutsche Bildung sich begeben, wußte Freiligrath nun neuen Reiz abzugewinnen, in ihm neue Gebiete und mit noch ungekanntem Treiben urwüchsiger Naturgeschöpfe zu erschließen.

Eine andere Richtung der deutschen Poesie, welcher Ludwig Tieck voraufzog, hatte die Geister in die Romantik mittelalterlichen deutschen Lebens entführt, anfänglich mit dem Streben, die Nationalität wieder in ihrem ursprünglichen Kern zu erfassen. Es war dieselbe Scheu vor der Berührung mit den heimischen Dingen und Ideen, welche die umfassenden Griffe in den Literaturschatz der morgenländischen Völkerschaften that, die in der nationalen Vergangenheit Ersatz für den gemiedenen Geschichtsgeist der Gegenwart suchte. Aber nicht mehr und nicht länger zog die deutsche Nation in ihrem denkenden Theil Befriedigung daraus. Die Ideale, die man sich träumte, waren doch ganz andere, als wohin diese Romantiker zeigten; die Jugend zumal fand in diesem Märchenduft und in dieser Verschwommenheit aller Empfindungen nichts von dem, was sie für ihre dürstende Seele brauchte. Im Gegentheil, der politischen Reaction gewährte diese literarische Reaction einen Helfersdienst.

War denn aber nicht in den Stürmen der französischen Revolution eine neue Zeit geboren worden? War diese lebende Jugend denn nicht ihre erste Generation, der Ahnung voll, daß sie eine Mission der That habe? Die Ideen, die sie in ihrem Busen trug, eingehaucht von der neuen Zeit mit den blutigen Lippen und dem schwarzen Erinnyengelock quälten sich nach Entfaltung und konnten doch der Stickluft sich noch nicht entwinden. Daher denn die tiefe Unbefriedigtheit, die gelähmte Flugkraft der Seele, die Ermattung der Herzen, die Verdüsterung, in welcher die Sehnsucht befangen war.

Wie unter der unheimlichen, schwülen Ruhe vor dem Gewitter die Singvögel verstummen, so waren auch die schwäbischen Dichter still

mit ihrem weckenden, herzhaften deutschen Freiheitsgesang geworden. Der Romantiker des Mittelalters war man satt; die der Freiheits- und Vaterlandsliebe, Uhland voran, waren über die Gegenwart verdrossen.

Heinrich Heine hatte unter solchen Verhältnissen sein Glück sowohl durch die kosende Sentimentalität seiner Liebeslieder, wie auch durch den sprühenden Witz gemacht, mit dem er sein eigenes wie des deutschen Volkes Weh verspottete. Er machte sich über die Macht, die herrschte, und über die Ohnmacht der Beherrschten lustig und nicht nur, weil dies neu war, sondern auch weil es mit Keckheit und Oppositionsgeist geschah, fing er die Geister ein. Im Witz lag der Trost des Pessimismus und, ohne daß man sich Sorgen darüber machte, wie die Blasirtheit die Folge davon sein mußte, schlürfte man das süße Gift des Heine'schen Spottes. Für die Ernsteren, für die Gediegeneren, welche Zorn über das nationale Elend in sich trugen und denen der Tag der Vergeltung, der Abrechnung, der Erlösung aus unwürdigen Banden gewiß war, hatte Börne seinen Groll aus dem Exil in Paris erdröhnen lassen. Aber Börne, bedeutete er auch das Gewissen Deutschlands, war ein Denker und kein Dichter; er konnte erregen, doch er konnte die Herzen nicht erheben. Und das war es, was nöthig schien und wofür eine ungeheure Empfänglichkeit sich aufgesammelt hatte.

Deßhalb der große und schnell um sich greifende Erfolg der Freiligrath'schen Poesie. Seine Flucht in märchenhafte Fernen entsprach dem allgemeinen Widerwillen gegen Betrachtung der heimischen Zustände; seine farbenglühenden Bilder der verlangenden Phantasie; seine wollüstige Ueppigkeit der Erschlaffung der Geister; seine kriegerische Musik der kampffreudigen Begierde einer Gesellschaft, die nach ihrem Halt am Rande eines Sumpfes sich endlich wieder in Marsch setzen wollte; und seine Verherrlichung der Wildniß, wo noch die Freiheit der Natur existirte, genügte vorerst dem instinctiven Bedürfniß, welches die Freiheit als vorhandenes Ideal erschauen wollte. Etwas Geheimnißvolles tönte aus diesen Gedichten, was aufrüttelte und kräftigte, was wie Alarmruf klang und zu Thatenlust erweckte. Dadurch war es, daß Freiligrath alle gleichzeitigen Intelligenzen und dichterischen Talente

mit einem Stoß überholte und die sympathischen Anregungen zur begeisterten Ermuthigung eines großen, an sich irre gewordenen Volkes gab.

Auch wird man leicht erkennen können, daß die Werke anderer Dichter, sowohl bezüglich der Richtung seiner Phantasie, wie auch der Form, in die er sie brachte, bedeutenden Einfluß auf den jungen Mann geübt hatten. Zunächst führte ihn die Liebe zu Sprachstudien, der Eifer dafür, zur vertrauteren Bekanntschaft mit der englischen Literatur. Was anfänglich dem praktischen Zweck in seinem Kaufmannsberuf, der ihn ja früh nach England verwiesen hatte, dienen sollte, wurde unmerklich zu einem Mittel der Entfaltung seiner poetischen Natur. Er lernte vor Allem die poesievollen Volksgesänge von Robert Burns schätzen, dessen edle Anschauungen einer wahrhaft volksthümlichen Gestaltung des Nationallebens sich damit auf ihn übertrugen und dereinst in seinen tendenziösen Dichtungen bestimmter hervortreten sollten. Walter Scott nicht minder, der ihm den Trank aus den Quellen der alten Volksgesänge reichte, wirkte befruchtend auf seinen romantischen Sinn, der überall das Innerste des Volksthümlichen zu ergründen spähte. Durch das Studium des Französischen wurde er mit Victor Hugo bekannt und die mächtige Phantasie desselben, welche in grell beleuchteten Gestaltungen sich gefiel, die flammende Beredsamkeit, die Meisterschaft in kühner Behandlung der Sprache, regten Freiligrath's damit viel verwandte Neigungen zu ähnlichen Arbeiten an. Schon in Soest hatte er von diesen Dichtern treffliche Uebersetzungen gemacht, in Amsterdam besonders von Victor Hugo's „Dämmerungsgesängen", die 1836 auch als Bändchen bei Sauerländer in Frankfurt erschienen waren.

Von den deutschen Dichtern war es Chamisso's melodramatische Manier in Schilderung schauerlicher Nachtstücke, die in ihm gleichgestimmte Saiten anklingen ließ; Wilhelm Müller's Griechenlieder fesselten ihn um ihres werbenden, aufrufenden, philantropischen Inhalts willen; Uhland's, Schwab's und Justinus Kerner's Gedichte nährten seine patriotischen und herzinnigen Empfindungen. Grabbe's grübelnd faustisches Wesen, ebenso Lenau's, war ihm, der mit Energie den Blick nach Licht und vorwärts richtete, zwar

fremd; aber diese gährenden, wilden, qualvollen Naturen übten dennoch einen dämonischen Reiz auf ihn. Dem todten Landsmann Grabbe rief er bezeichnend dafür nach:

„. . . . . . durch die Mitwelt geht
Einsam mit flammender Stirne der Poet;
Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel!
Es flieht und richtet nüchtern ihn die Welt.“
Gedichte: Bei Grabbe's Tod.

An Lenau erinnert damals er sich schwermüthig, als dieser über's Meer nach Amerika gereist war:

„Stand Lenau nicht noch jüngst an einem Steu'r,
Und sah den Schlei'r
Die Meerfrau'n lüften? aus der Tiefe drang
Gruß und Gesang. —“ Gedichte: Einem Ziehenden.

Bedeutender entschieden wirkte Platen's glänzende Rythmik und die ganze Art von dessen epischen Dichtungen, und auch dabei dessen verbitterte Liebe zu Deutschland, auf ihn ein. Man erinnere sich nur eines Platen'schen Gedichts, wie z. B. „das Grab im Busento“:

„Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder.“

Es hätte ebenso von Freiligrath gedichtet werden können, so tönt der feste Takt aus den Versen, so erfaßt und behandelt die Phantasie den Stoff. Auch verräth der Nachruf, den Freiligrath dem 1835 in Syrakus gestorbenen Dichter der „Abbassiden“ gab, genug die innigen Beziehungen, die ihn zu diesem hingezogen:

„Daß er süß und ruhig schlumm're, dem dies frühe Grab geworden!
Dieses ferne! Tief im Süden schwieg, deß Lied erfüllt den Norden.
Laute Trauer bei der Botschaft hat das deutsche Land durchzittert.
Einer Aeolsharfe glich es, die ein Windstoß jäh erschüttert.
Und wie sonst auch man gerichtet, Alles jetzt wich diesem Einen:
Seinem Irren zu vergeben, sein Verstummen zu beweinen.
Wüßt' er es! und, o vernähm' er über's Meer auch meine Klagen!
Fangt sie auf, ihr falt'gen Segel, gen Sizilien sie zu tragen!
Dort am Ufer laßt sie tönen; meldet euch mit leisem Rauschen!
Der Verbannte dem Verbannten: gern wird euch der Todte lauschen!“
Gedichte: Odysseus. 1836.

Auf Platen ist wohl auch die ungemeine Vorliebe zurückzuführen, die Freiligrath dem Versmaß des Alexandriners widmete, der ihm als eine bisher in der deutschen Poesie mißachtete und nur bei den Franzosen für klassisch gehaltene Form den Reiz der Neuheit und der Uebung in kunstvollen, schallenden Sätzen gewährte. Er hat denn auch seine ausgesprochene Absicht, den Alexandriner wieder zu Ehren zu bringen, durch die Wirkung einer Anzahl seiner besten Gedichte in diesen Rythmen — wie „Der Schwertfeger von Damaskus", „Der Scheik am Sinai", „An das Meer", „Scipio", das großartig-schauervolle „Anno domini" — glänzend durchgeführt. Man hat einmal Freiligrath's Phantasie mit einem feurigen Araberhengste verglichen. Aber es ist der Dichter selber, der dies Bild für seinen Alexandriner aufgestellt hat:

„Spring an, mein Wüstenroß aus Alexandria!
Mein Wildling!"
„Vorwärts! laß tummeln dich von meiner sichern Hand,
Ich bringe wieder dich zu Ehren.
Nicht achte du den Schweiß! — sieh, wenn es dämmert, lenk'
Ich langsam seitwärts dich, und streichle dich und tränk'
Dich lässig in den großen Meeren." Gedichte: Der Alexandriner.

Es war nöthig, auf diese Umstände hinzuweisen, um zu erkennen, welche innige Fühlung Ferdinand Freiligrath auch mit den anderen Geistern seiner Zeit hatte. In dem großen Orchester der Dichtkunst ließ er, wie Berthold Auerbach in einer Festrede 1867 sich treffend ausdrückte, ein neues Instrument mit neuem Ton als ein „Mehrer des Klangreiches" erschallen. Niemand ist ja alleiniges Kind seiner Zeit; Einer steht an den Schultern des Andern; aber wo die Zeit einschwenkt, macht sie aus dem Einen einen Flügelmann.

4.

Am Rhein.

Im Jahre 1836 kam Freiligrath von Amsterdam nach Soest zurück, um einige Zeit in dem Hause des Verwandten zu bleiben, wo er seine Lehre durchgemacht, wo ihm allein noch der Rest einer Familie verblieben. Am Grabe des ihm theuren Vaters, auf dem dortigen Friedhof suchte er die Erinnerungen an diesen, an die in Detmold begrabene Mutter, an seine Kindheit auf. Sein weiches, dankbares Gemüth hatte in der ergreifenden, zart-innigen Todtenklage: „O lieb', so lang du lieben kannst!" dem tiefen Schmerz um den Verlust des Vaters, bald nach dessen Tode, Ausdruck gegeben (1830). Wie einen Nachruf hatte der Sohn als Dichter diesem Manne, der seinen Genius wohl erkannte, sein herrliches, unvergängliches Herzenslied gewidmet:

„O lieb', so lang du lieben kannst!
O lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

Dann kniest du nieder an der Gruft,
Und birgst die Augen, trüb und naß,
— Sie seh'n den Andern nimmermehr —
In's lange, feuchte Kirchhofsgras".

Zwischen den Garben: O lieb, so lang etc.

Die ersten Lorbeeren des anerkannten Dichters schmückten des jungen Mannes Haupt. Sinnend stand er vor dem schiefen Mauerthurm der Stadt, an den er einmal als Knabe in Manuscript einen der ersten poetischen Versuche, in welchem er sich den Thurm aus Huldigung vor den soester Schönen verneigen läßt,

angeschlagen*). Mancher anderen Anregung erinnerte er sich, wie der zu seinem „Mohrenfürsten", die dem Knaben auch hier durch ein Cirkustreiben entstanden war und nun zu seinen Erfolgen so bedeutend beigetragen hatte. In dunkler Ahnung dessen, was in ihm in schöpferischer Kraft schlummerte, war er fünf Jahre zuvor aus dem Geschäft in Soest ausgezogen nach der niederländischen Seestadt. Nun er an diesen Ort zurückgekehrt, fand er sich wie an einem Scheidewege. Auf der einen Seite winkte ihm der Ruhm, auf der anderen die Einsicht. Gewiß hat er geschwankt, wem er folgen soll, und wird mit dem Oheim, mit Freunden der Familie, darüber Raths gepflogen haben. Vom Ruhm zu leben, mußte als sehr unsichere Aussicht für die Zukunft erscheinen; Kaufmann zu bleiben empfahl sich allein in nüchterner Auffassung der Frage um die Existenz, wiewohl die glänzende Hoffnung, in welcher Freiligrath einst diesen Beruf ergriffen, inzwischen zerronnen war. Der Oheim in Edinburgh hatte Bankerott gemacht; er konnte seinem Neffen weder Vermögen noch Stellung übertragen. Eine solche, seinen sprachlichen Kenntnissen und praktischen Erfahrungen entsprechend, bot sich dafür auf dem Comptoir eines befreundeten Geschäfts in Barmen dar. Anfangs des Jahres 1837 trat Freiligrath in dieselbe ein.

Sein Dichtername hatte schon so hellen Klang, daß er an der neuen Stätte seines geschäftlichen Wirkens sogleich Verehrer, Gönner und mitstrebende Genossen herbeizog. Nach der prosaischen und ihn sichtlich niederdrückenden Arbeit am Contobuch und der kaufmännischen Correspondenz, reichten ihm zur Entschädigung die Poesie und der Ruhm ihre Hände, um ihn in ein neues Leben voller Lust und Sonnenschein, voller Blütenduft und seelenerquickendem Rausch einzuführen. Er schloß anregende Freundschaften und literarische Verbindungen. Hatte er treulich seine Pflichten im Geschäft erfüllt, so genoß er dann in vollen Zügen selbstbewußter, gefeierter Jugendlichkeit die Freuden in den Kreisen der Geistverwandten. Ein förmlicher „Freiligraths-Verein" wurde gegründet, in dem die jungen Leute einmal wöchentlich des Abends sich klassische Stücke,

*) Westfälische Zeitung 1876. Ende März.

namentlich Shakespeare'sche, mit vertheilten Rollen vorlasen. Hackländer, der als Kaufmann in Elberfeld ebenfalls poetischer Volontär war, gab sogar für diesen Freundeskreis eine besondere humoristische Zeitung heraus, die natürlich nicht die Censur passirt hatte. Dann lernte Freiligrath den Dichter Immermann in Düsseldorf kennen, der hier einen Mittelpunkt der rheinischen Poetenwelt bildete; er verbrüderte sich ferner mit dem jungen, geistvollen Referendar Matzerath in Köln, der dort als Geheimer Regierungsrath, hochverehrt von seinen Mitbürgern, sechs Tage nach dem Tode seines treuen Freundes und Genossen ihm ins Grab folgen sollte; er wurde der Freund von Pfarrius, der Lehrer in Köln war; von Simrock, der in Bonn seinen Studien lebte, vom jungen Wolfgang Müller von Königswinter am Rhein, der auf der dortigen Hochschule sich zum Arzt und zum Dichter ausbildete. Ein förmliches Wallfahrten von einer rheinischen Stadt in die andere brachte in den Ferienzeiten und bei festlichen Anlässen diese feurigen und sich anfeuernden Geister zusammen. Bald suchten die Freunde den Kaufmann Freiligrath in seiner Stube in der wupperfelder Kirchstraße von Barmen auf, um mit ihm zu plaudern, sich gegenseitig neue poetische Arbeiten vorzulesen und darüber die Herzen auszuschütten; bald wanderte dieser nach Bonn, oder Düsseldorf, oder Köln auf Gegenbesuch, um mit den lebensfrohen Sangesbrüdern beim funkelnden Wein zu zechen und zu singen. Einer gab dann dem Andern Nachtquartier, wie es sich machen ließ, um am frühen Morgen den Freund gleich wieder zur Stelle zu haben. So feierte Freiligrath zu Pfingsten 1838 das niederrheinische Musikfest in Köln. Aufgeregt durch die prächtige Musik, die er gehört, schloß man den Tag mit einer geselligen Zusammenkunft im „Marienbildchen". Die sonst so sanften, milden, gütigen Augen des Dichters der Wüstenbilder glänzten, seine schwarzen Haare flatterten ihm um das Haupt, sein Mund quoll über von Scherz und Lust und Frohsinn. In diesem ungebändigten Uebermuth verletzte er seinen Ringfinger an einem Glase, das Blut quoll hervor und er ergoß sich in lauter Späßen über das „Poetenblut", das kaum zu stillen war.

Ein ander Mal, im Winter, kam man in Bonn zusammen,

Freiligrath mit Matzerath, um mit Wolfgang Müller auf dessen Zimmer den gewohnten Commers zu halten. Auch Simrock erschien und andere geweckte Musensöhne. Es wurde Wein getrunken in großen Zügen und dabei wie immer gesungen. Müller besonders regte durch sein Guitarrespiel an, womit er eine Menge ihm geläufiger alter, sinniger Volkslieder begleitete. Auch die Anderen spendeten in dieser Art das Beste, was sie hatten, so daß darüber die freundlichsten Erinnerungen in Allen zurückblieben und später oft noch dieser „Volksliedernacht" gedacht wurde. In ihr wurde der Bund geschlossen, welcher unter den Fahnen Simrock's, Freiligrath's und Matzerath's die poetische rheinische Jugend in den nächsten Jahren sammelte*).

Freiligrath vor Allen hatte besten Grund, guter Dinge und hoffnungsselig zu sein. Er hatte seine im Musen-Almanach, im Morgenblatt, im Phönix und anderwärts seither veröffentlichten Gedichte gesammelt und mit vielen anderen zur Herausgabe als Buch bestimmt. Cotta selber hatte ihn durch einen schmeichelhaften Brief dazu aufgefordert und es ist völlig irrig, daß es erst Immermann's Vermittelung bedurft hätte, um ihn zur Uebernahme dieser Gedichte in seinen berühmten Verlag zu bestimmen. Schon während des Winters auf 1838 verließ in Folge dessen Freiligrath auf Urlaub das Geschäft in Barmen, um in Soest die Drucklegung in aller Muße zu besorgen. Kaum waren dann die Gedichte in ihrem neuen Gewande erschienen, als der außerordentliche Erfolg, mit dem sie vom Publikum begrüßt wurden, einen glänzenden Beweis dafür lieferte, daß sie nicht nur eine vorübergehende Wirkung gemacht, sondern in Wahrheit einem noch immer vorhandenen Bedürfniß der Geister nach „stärkender Lufterschütterung" entsprachen. Schnell folgte eine zweite Auflage der ersten, schnell eine dritte; der Name des Dichters erscholl jetzt gefeiert aus Aller Munde; aus den literarischen und engeren Kreisen verbreitete sich sein Ruhm in die weiten des Volks; einzelne Verse wurden populäre Aussprüche; manche Gedichte wiederholte man aus Verliebtheit in ihren rythmischen Melodienreiz in den Familienzimmern wie an den Zechtischen der

*) Denkwürdigkeiten von W. Müller von Königswinter.

studirenden Jugend. Getragen von dieser mächtigen Woge seines Ruhmes, fühlte sich der junge Dichter erklärlicher Weise wie der Erde und der irdischen Sorge entrückt; die Probe war außerdem gemacht, daß ihm sein dichterisches Talent klingenden Ertrag brachte, desto mehr jedenfalls, je unbehindert er es auch für diesen Zweck einsetzen konnte. Kamen doch jetzt Anerbieten und Lockungen zu literarischen Arbeiten genug, um ihm die allerletzten Bedenken zu benehmen, den Kaufmann zu verabschieden und ganz im Dichter aufzugehen.

Voll war ihm der Kopf von Gedanken und Plänen, das Herz erfüllt von dem Wonnerausch der im strahlenden Morgensonnenlicht des Ruhmes ihm leuchtenden Freiheit. Er fühlte sich wachsen, zu einer Ueberkraft seiner Natur kommen — ein anderes Fieber, das des Ehrgeizes und höchsten Strebens, durchtobte sein Blut.

Noch immer hatte er sich bei seinen neuen dichterischen Arbeiten der alten Neigung für das Fremde und Bizarre, für Meer und Wüste, Kriegslärm und orientalisches Farbenspiel hingegeben. So waren als solche Nachgeborene z. B. die Gedichte „Das Hospitalschiff", „In der Nordsee" und „Ein Ritt" entstanden, und auch den unvollendet gebliebenen Cyklus „Klänge des Memnon" darf man dieser Familie als eins der reizvollsten Kinder zurechnen. Aber schon dies schlug die Augen auf, um dem Granitkoloß des egyptischen Memnonsbildes in der Wüste ein höheres Lied abzufordern:

„Ich aber grüße dich in deiner Kraft und Schöne;
Vernimm die Summe meiner Töne
In einem einz'gen Worte: Licht!"

Unmerklich wob sich dann in seine, auf den Orient gerichtete Phantasie das eigene Mahnen an die deutsche Heimath, an das deutsche Volk ein, in dessen Mitte er nun in lieblicher Landschaft, umweht von Sympathien und Freundschaft, den vollen schäumenden Becher des Lebens trank. Er sah den gekreuzigten, seine Sterbensworte sprechenden Christus auf Golgatha bewacht auch von einem jener germanischen Krieger, die mit Hermann und Thusnelda kriegsgefangen wurden und in römische Dienste hatten treten müssen. Sinnvoll hob er das Bild durch die Worte an den römischen Legionär:

„. . . . . . Solltest du es sagen,
Daß dieser Jude hoch am Blutgerüst,
Daß dieser Deutsche, der sein Henker ist,
Hinfort vereint die Weltgeschichte tragen?“

Zwischen den Garben: Kreuzigung.

Dann, so wie er aufgehört hatte, im Kaufmannsgeschäft sich an diesen erträumten Bildern der Ferne phantastisch zu laben, wurde sein Auge von selbst empfänglicher für das Poetische der ihn umgebenden Wirklichkeit. Vom Drachenfels sah er beseligt auf den Rhein und gedachte der Sagen, die an seinen Ufern träumen . . .

„Was bin ich so bewegt! — was weht
Durch meine Brust ein sel'ges Ahnen?“

Zwischen den Garben: Auf dem Drachenfels.

Ja, der Rhein übte seinen vollen, mächtigen Zauber auf ihn; „in's Leben riß' ihn dieser Strand“, gab ihm den „Handschlag“ eines „Volkes frank und unverstellt“, das „für sein Recht den Fuß beim Male hält.“

Im Glück der neuen Hoffnungen für die neue Zukunft in literarischen Arbeiten durchstreifte er im Sommer 1839 Westfalen, sein Heimathsland, um Studien für das Prachtwerk des „malerischen und romantischen Westfalens“ zu machen, zu dessen Abfassung ihn der Buchhändler Langewiesche in Barmen aufgefordert hatte. Da ging ihm ganz das Herz in Freude und Lust an dem Heimischen auf und er drückte sie in schönen Briefen an seine Barmer Freunde aus. Er wähnte sich ein Freigraf, der im Vehmgericht das Westfalenland zu richten unternehme . . . .

„Er Thut den Schlag an jede Trümmerwand,
Er hieb den Span aus jeder Thurmespforte,
In Burg und Klöster flog sein Ladungsbrief,
Um Mitternacht zu dreien Malen rief
Auf jeden Kreuzweg drohend er die Worte:
Horch auf! — die Ladung! — du verschrie'ner Strich,
Land meiner Väter, ich berufe dich!“

Zwischen den Garben: Freistuhl zu Dortmund.

Wie klar geworden seiner inneren Umwandlung rief er dann am Schluß dieses Gedichtes aus:

„Und so denn freudig hegt er sein Gericht!
Den Boden wechselnd, die Gesinnung nicht,
Wählt er die rothe Erde für die gelbe!
Die Palme dorrt, der Wüstenstaub verweht: —
An's Herz der Heimath wirft sich der Poet,
Ein Anderer und doch Derselbe!"

Zum Herbst 1839 nahm er im stattlich am Rhein sich erhebenden Städtchen Unkel seine Wohnung als freier Schriftsteller. Dies Fleckchen Erde hatte ihm auf den Rheinfahrten als die rechte Heimstätte gefallen, wo er sich dem neuen Schaffen im deutschen Geiste hingeben wollte. In einem großen Hause unmittelbar am Strom nahm er sein Poetenstüblein, von dem aus er die herrliche Aussicht auf den Rhein und das Siebengebirge hatte. Glücklich und lebensfroh war er, wie noch niemals zuvor. Die Reize der schönen Natur lockten ihn nicht minder, wie das anachreontische Leben unter jungen Gesellen, die sein glänzender Name um ihn versammelte und die er nur zu gutherzig um sich duldete, wie Wolfgang Müller hervorhebt. Oft auch saß er mit ihnen

„. . . tief bis in die Nacht hinein
Wie uns der Wind zusammen hier getrieben.
Es hatte Jeder seinen Schoppen Wein,
Und sah in's Glas und dachte seiner Lieben."

Zwischen den Garben: Die Rose.

Ging man Nachts dann oft mit feurigen Zungen heim, so stellte sich Freiligrath wohl nach seiner Gewohnheit hin, stemmte die Arme in die Seiten und rief mit seinem Lieblingsworte aus: „Trotzdem und alledem — wir sind doch ordentliche Kerle!"

Mit der Arbeit für das Buch über Westfalen kam er freilich nicht recht vorwärts. Er hatte die poesievollsten Briefe darüber schreiben können, aber prosaische Schilderungen waren ihm nicht geläufig. Er übertrug daher die Vollendung dieses Werkes seinem jungen Landsmann Levin Schücking, mit dem er Freundschaft geschlossen. Dagegen war ihm die Herausgabe eines rheinischen Jahrbuches gelungen und er hatte sich dafür mit Simrock und Matzerath vereinigt, wie für den einmaligen Versuch mit dem „Rheinischen Odeon" (Koblenz 1839) vorher mit J. Hub und A. Schnezler.

Zu einer anderen, besonders schönen Poetenthat feuerte ihn dann der erfolgte Einsturz des alten, denkwürdigen Schwibbogens der Ruine Rolandseck an. Er hatte die Weihnachtszeit in Soest verlebt und kam am 29. Dezember 1839 auf der Rückkehr nach Unkel an Rolandseck vorüber, wo er einem mitfahrenden Freunde den Bogen zeigen wollte. Gerade in der Nacht zuvor war derselbe eingestürzt und seine Trümmer machten auf Freiligrath einen desto ergreifenderen Eindruck. In begeisternden Versen*) forderte er zu Sammlungen auf, um das Bauwerk wiederherzustellen. Der Erfolg war der denkbar schmeichelhafteste für den Dichter; hunderte von Beweisen der Verehrung, die er genoß, kamen ihm dadurch zu Händen. Nicht der geringste darunter war, daß die Prinzeß Wilhelm von Preußen, die Besitzerin der Ruine, in deren Eigenthumsrecht der gefeierte „Rolandsknappe" durch diesen Aufruf unwissend einen Eingriff gethan, ihm alle Rechte seines Verdienstes ließ und für ihr Theil dafür die Schule im Dorfe Rolandseck reichlich beschenkte. In der That erhob sich noch im Sommer 1840 wieder der Rolandsbogen. Der Sohn Westfalens aber hatte sich damit für immer sein Bürgerrecht am Rhein erworben.

Unkel am Rhein wurde durch ihn in der That auch zu einem neuen Mittelpunkt der rheinischen Poetenwelt. Ein wiederholter Besuch in Köln zum Carneval erschloß viele neue Bekanntschaften, die dann im Frühjahr nach Unkel wallfahrteten. Der bonner Student Ganzhorn gehörte dazu, mit dem Freiligrath später noch die innigsten Familienbeziehungen nach dessen Heimath Württemberg hin unterhielt; ebenso Niklas Becker. Sein damals gedichtetes, dann viel gesungenes Rheinlied: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein" entstand aus Anregung durch Matzerath, wurde in Unkel von Freiligrath und Simrock gesegnet und von dort der Trier'schen und Kölnischen Zeitung zur Veröffentlichung übersandt.**) Bekanntlich gab es der thatenlustigen Stimmung Deutschlands in Folge der von Frankreich her aufsteigenden Kriegsgefahr Ausdruck. Es führte derart Freiligrath, den Dichter des

---

*) Zwischen den Garben: Rolandseck und Baurede für Rolandseck.
**) Schwäbischer Merkur 1876, Nr. 75.

Orients, aus Anlaß der politischen orientalischen Frage an das Gebiet der deutschen patriotischen Poesie. Um diese Zeit, im April 1840, kam auch Hackländer nach Unkel, diesmal, um sich dem Freunde ebenfalls als ein „der Prosa Stall" des kaufmännischen Geschäfts Entrückter, vorzustellen, der fortan als Schriftsteller sein Glück machen wollte. Er war auf dem Wege nach Stuttgart, wo er es finden sollte. Im sonnerhellten Zimmer Freiligraths sah er einen Blumenstrauß in einem Glase mit weißem Wein gefüllt stehen. Das schien ihm besonders glückliche Vorbedeutung und nicht wenig imponirte ihm diese Ueppigkeit, Wein statt Wassers den Blumen zur Nahrung zu geben.*)

Und dieser Blumenstrauß auf dem Arbeitstisch des Sängers von Rolandseck — war er nicht schon das Mahnzeichen an die leidenschaftliche Liebe, die inzwischen über ihn gekommen war und in welcher er eine neue Seligkeit durchkostete? Durch seinen Verkehr auch mit dem Sohn einer in Unkel wohnenden liebenswürdigen Familie war er in das Haus derselben gekommen und dort einem jungen, großen, schlanken Mädchen mit braunen Haaren und braunen Augen begegnet. Es war Fräulein Ida, die feingebildete Tochter des Professors Melos am Seminar zu Weimar, der auch mehrere pädagogische Schriften über Naturlehre und Geschichte herausgegeben hat. Sie war als Kind in der berühmten thüringischen Musenstadt in enger Freundschaft mit den Enkeln Goethe's aufgewachsen, diesem selbst ein Liebling, mit dem er gescherzt und großväterlich gespielt.**) Als Erzieherin hatte sie dann längere Zeit sich in Rußland aufgehalten und in gleicher Eigenschaft lebte sie nun in Unkel am Rhein. Ihr Wesen zog den Dichter so mächtig an, daß er im Ungestüm seiner feurigen Natur in Wonne und Schmerz dieses Gefühls sich verzehrte. Auch bei einer englischen Familie, die in Unkel wohnte, trafen sich Beide, und sie lernte in diesen Begegnungen den ihr huldigenden Mann lieben, noch ehe sie, selber poetisch begabt, den Reiz seiner Lieder auf sich hatte einwirken lassen. Nun aber entströmte für sie seinem Herzen

---

*) Gartenlaube, 1876, Nr. 14. Erinnerungen von Waldmüller.
**) J. W. (Julius Wolff) in der National=Ztg., 1876, Nr. 151.

das Herrlichste, was an Innigkeit sich einem Dichter entrungen. Feldblumen suchte er für sie am Ufer des Rheins in quälender Liebeslust und Sehnsucht:

„Wo zwei Augen braun über'n Strom hinschau'n —
O da möcht' ich fliegen, fliegen!"

„Knickte Zweig und Ast, knickte Blatt und Bast,
Ließ nicht ab vom wilden Raufen,
Bis die Hand zerfetzt, und ich matt zuletzt
Mich in's Gras warf, zu verschnaufen."

Zwischen den Garben: Mit Unkraut.

Die Herzen, die sich für das Leben angehören sollten, hatten sich gefunden. Hoch und rein wölbte sich der Himmel in diesem neuen Sonnenglanz über den Dichter; in heiterem Liebeskosen verrauschten ihm die Tage; die ganze Naivetät seiner biederen und so zartbesaiteten Natur weihte er diesem Glück seines Lebens:

„Du hast genannt mich einen Vogelsteller: —
Als ob du selber keine Garne zogst!
O Gott, in deine Garne flog ich schneller
Und blinder ja, als du in meine flogst!

Sprich, hab' ich dich — sprich, hast du mich gefangen?
Du weißt es selbst nicht, du mein herz'ges Kind!
Wer kann denn sagen, wie es zugegangen,
Daß wir uns haben, daß wir Eins nun sind?"

Zwischen den Garben: Du hast genannt etc.

Im jubelnden Sang feierte er den Höhepunkt, den er erreicht, berauschte er sich in dem Jauchzen seiner Seele, in der dankbaren Rührung über die Zuversicht, welche ihm das Jawort der Geliebten bereitet:

„So bin ich fromm, so bin ich stille,
So bin ich sanft, so bin ich gut!
Ich habe dich — das ist die Fülle!
Ich habe dich — mein Wünschen ruht!"

Zwischen den Garben: Ruhe in der Geliebten.

Was nun auch noch? Auf, weit auf stand die Pforte in die glückliche Zukunft irdischen Daseins, die er einst in Träumen erschaut, und er zog nun ein in dieselbe mit den Kränzen des erworbenen Ruhmes, an der Hand die heißgeliebte Braut!

5.

Dichterfahrt.

Das Herz so voll, die Brust so weit, zog es Freiligrath mächtig zum Wandern in der sommerlichen Ferienzeit, da Alles sich hierhin und dorthin in die Berge zerstreute. Auch seine Braut hatte Unkel verlassen und war in ihr elterliches Haus nach Weimar zurückgekehrt. Dort wollte Freiligrath sie besuchen, sich ihrem Vater vorstellen und dann Hochzeit mit ihr machen. Die Fahrt dahin beschloß er über Schwaben zu unternehmen, wohin es ihn längst gezogen hatte, um Uhland und Schwab, Karl Mayer und Kerner kennen zu lernen; überdies empfahl es sich aus geschäftlichen Interessen, in Stuttgart mit seinem Verleger Cotta persönliche Rücksprache zu nehmen.

In leichter Reisetracht, den Ränzel auf dem Rücken, so zog er heiteren Sinnes aus,

„Ein fahrender Poet!
Ein närr'scher Kerl in Knappentracht,
Der gern als Käppler geht!"

Zwischen den Garben: Köln und der Rhein.

Er wanderte dem Neckar zu, dorthin, wo die berühmte dichterische Freistatt Justinus Kerner's war: nach Weinsberg. Nach dessen gastlichem Hause wallte ja fort und fort der Strom von Freunden, Verehrern und allerhand Besuchern, Gelehrten, Künstlern, Dichtern, Geistersehern und genialischen Frauen. Der sinnige, joviale, gemüthvolle Justinus, der am Fuße der alten, sagenberühmten Burgruine Weibertreu sich einen reizenden Poetensitz geschaffen hatte, war wie ein Erzvater der deutschen Literatur ange-

sehen, den jeder aus dieser Republik, wollte er gar in Schwaben gute Aufnahme finden, besucht haben mußte.

Der liebenswürdigen Freundlichkeit seines Sohnes — Arzt und Dichter wie sein Vater — und der dessen Erbe würdig in Ehren hält, verdanke ich die humorvolle, lebensfrische Schilderung des Besuchs Freiligrath's bei Justinus Kerner und lasse dieselbe hier mit einigen nebensächlichen Einschaltungen folgen:

Es war am 7. August 1840, Vormittags elf Uhr, ich war als Student in den Ferien in Weinsberg und kehrte gerade von einem Spaziergang heim, da kam mir mein Vater an der Haustreppe entgegen und sagte: „Theobald, da drinnen in der Wohnstube ist einer, der sagt, er sei der Dichter Freiligrath aus Unkel."

„Ach, der Freiligrath!" rief ich erfreut und wollte schnell in's Zimmer.

„Wart' noch ein wenig," sagte mein Vater, „hast Du schon ein Bild von Freiligrath gesehen?

„Nein", entgegnete ich.

„Hast Du auch nicht gehört, wie er aussieht?"

„Nein, aber seinen Gedichten nach stelle ich mir einen feinen, eleganten Mann vor."

„Das ist ja eben der Jammer," sagte mein Vater, „der da drinnen sieht gar nicht so aus und kommt mir durchaus nicht wie der Freiligrath vor und doch scheint er mir wieder ein guter, ehrlicher Kerl zu sein und ich möchte ihm nicht Unrecht thun; fühle Du ihm einmal auf den Zahn!"

„Das will ich," sagte ich, und muß hier hinzusetzen, daß meinem Vater einiges Mißtrauen in unbekannte Besucher mit berühmten Namen nicht zu verargen war; er hatte in dieser Beziehung manche böse Erfahrung gemacht. Ich trat ein und mein Vater sagte: „Freiligrath, hier ist mein Theobald!" Wir begrüßten uns freundlich, und war für mich sein Aussehen auch etwas überraschend und konnte ich mir den Zweifel meines Vaters an seiner Identität wohl erklären, so sah ich doch an den lieben, treuherzigen Augen, daß es vielleicht ein fideler Student war, der sich einen Scherz machen wollte, aber doch ein ganz ehrlicher Kamerad. Die

kräftige Statur, die breite, von keiner Weste beengte Brust, das wettergebräunte, rothe Gesicht mit dem großen Schnurrbart hätten einem biderben Landsknecht Ehre gemacht. Ich sprach mit ihm vom Leben am Rhein, von Bonn, Rolandseck, seinen Gedichten — über Alles äußerte er sich klar und unbefangen. „Er ists doch," flüsterte ich meinem Vater zu. Ein Fräulein Friederich (Tochter eines Predigers in Frankfurt) war bei uns zu Besuch und im Zimmer, als Freiligrath sich meinem Vater vorstellte. Kaum hatte er seinen Namen genannt, als sie die bei einem Backfisch wohl erklärliche, unaufhaltsame Anwandlung verspürte, davon zu eilen und aus ihrer Reisetasche ein schön gebundenes Album zu holen. Mit diesem trat sie jetzt glückstrahlend herein und stammelte an Freiligrath die Bitte, ihr einige Worte hineinzuschreiben. Zu anderer Zeit hätten wir es für unpassend gehalten, einem Dichter so schnell mit einem Album über den Hals zu kommen und an einer beißenden Bemerkung dagegen hätte es nicht gefehlt, so aber — ich muß mich dieser polizeilichen Schandthat anklagen — konnte ich nicht eilig genug ein Tintenzeug holen und es vor Freiligrath hinstellen. Dieser durchblätterte ruhig das Album, sagte bei einem Gedicht, das eine Institutsfreundin ohne Angabe des Autors hineingeschrieben hatte, mit der unschuldigsten Miene von der Welt: „Da ist ja auch ein Gedicht von mir!" tauchte die Feder in die Tinte und schrieb mit fester, geläufiger Kaufmannsschrift ein noch ungedrucktes, kurzes Gedicht ein. Jetzt müßten wir doch die verstocktesten Skeptiker gewesen sein, wenn wir länger im Zweifel verharrt hätten, und je eingehender wir mit Freiligrath sprachen, desto mehr schämten wir uns unseres Mißtrauens und trösteten uns nur damit, daß eigentlich nicht sein Aeußeres, sondern die für seinen Dichterruhm fast unglaubliche Bescheidenheit und anspruchslose, joviale Natürlichkeit daran Schuld war, daß wir nicht eine Berühmtheit wie Freiligrath in ihm vermutheten. In dieser Uhlandischen Einfachheit und Anspruchslosigkeit war selten ein Dichter erschienen; gar Viele trugen ihre Leyer wie einen Orden oder goldenen Kammerherrnschlüssel effektvoll zur Schau, strichen sich gedankenschwer über die Stirne, blitzten mit den Augen, verzogen weltschmerzlich den Mund, stellten sich ins gehörige Profil,

daß man unwillkürlich vor ihrer Dichtergröße heilige Schauer empfand, waren dabei nicht so ehrlich wie ein Schulmeister, der zu meinem Vater kam, bat etwas singen zu dürfen, sich ans Clavier setzte und mit näselnder Stimme ein zwölf Verse langes, selbstgedichtetes und selbstcomponirtes Lied sang, dessen Refrain immer lautete:

„Die Liebe nämlich ist
Ein Umstand, der uns sehr erfreut.“

Dann trat er stolz wie Marquis Posa vor meinen Vater, reckte den Arm beschwörend aus und sagte: „Nicht wahr, ich bin ein Dichter?“ Die Andern sagten es nicht, aber sie dachten es und wollten darnach behandelt sein. Lenau z. B. war keine halbe Stunde da, so wußten wir nicht allein schon, daß er ein Magyar war und aus edlerem Holze als andere Menschenkinder geschnitzt, sondern auch das Manuscript war längst hervorgezogen und wir Kinder mußten mäuschenstill sein, denn Lenau las und Zigeuner, schwarze Haidenbilder, Räuber und Weltschmerz folgten sich in ununterbrochenem Zuge, dabei ließ er hie und da gegen uns seine Augen dämonisch wetterleuchten, daß es uns ganz ängstlich und poseidonsichtenhainerlich zu Muthe ward. — Wie ganz anders Freiligrath! Hier keine Spur von Koketterie, kein schnelles theatralisches Mantelauseinanderschlagen, um den Prinzenstern der Poesie dem erstaunten Publikum zu zeigen, Alles nur unverfälschte Natürlichkeit, naturwüchsige Geradheit; die Bescheidenheit, wenn er von seinen Gedichten sprach, so kindlich und ungezwungen, daß man hätte glauben können, seine herrlichen Dichtungen seien nicht das Werk seines eigenen, inneren Schaffens, sondern es hätte sie ihm die Muße hinter seinem Rücken scherzend ins leichte Felleisen gesteckt, und er zeige den Andern nur schüchtern den seltsamen Fund. —

Bei Tisch ging es fröhlich zu; mein Vater beging die kleine Perfidie und vertraute Freiligrath an, der Theobald habe ihn Anfangs nicht für den Freiligrath gehalten, aber er habe es ihm gleich angesehen; auch Fräulein Friederich wurde wegen ihrer Albumsmanie geneckt und mein Vater erzählte, er habe viele Jahre lang Jedem ins Album geschrieben:

„Das Kreuz ist des Sternes Fundament.“

Die Einen hätten es gelesen und sich stumm verneigt, Andere ihm die Hand gedrückt und gesagt: „Wahr! sehr wahr!“ endlich aber habe einer ihn gefragt: „Was verstehen Sie eigentlich darunter, Herr Doktor?“ — „Ich, ich verstehe gar nichts darunter,“ habe er verlegen geantwortet, „aber der Satz ist so kurz und lautet schön.“ Nach dem Essen, wobei auch weidlich getrunken wurde, legten wir uns im Garten ins Gras und Freiligrath sagte: „Hier ist gut sein!“ Nachmittags kam ein Fräulein von Gemmingen und von Rauch aus Heilbronn, die schmerzlich bedauerten, ihre goldverzierten Albums nicht bei sich zu haben. Dann kam eine Kaufmannsfrau von Ulm nebst Tochter, dann ein Herr von Wieland aus Holland und Abends zu großer Freude meines Vaters sein alter Freund Minister von Wangenheim aus Gotha. (Auch Emma Niendorf, die jüngst verstorbene Frau von Succo, „der Anmuthstrampel“, war da.) Nach einem gemeinschaftlichen Spaziergang auf die Weibertreu aßen wir im Schweizerhaus zu Nacht, Freiligrath, die Fräulein Friederich, die zwei Ulmer Damen, Wangenheim und ein pensionirter Cameralverwalter. Uhland nebst Frau waren einige Tage vorher auf dem Rückweg von einer Rheinreise in Weinsberg gewesen und er hatte eine hohe, aus schwarz und weißem Roßhaar gewobene Sommerkappe hier gelassen. Nach Tisch füllte ich einen großen Pokal aus grünem Glas, den einst Eduard Duller meinem Vater geschenkt hatte, mit gutem vierunddreißiger Wein und statuirte, daß jeder der Anwesenden abwechselnd die Uhlandsmütze aufsetzen, einen kräftigen Schluck aus dem Pokal nehmen und von dem magnetischen Einfluß der Mütze begeistert einen Reim sprechen mußte. Freiligrath übersprudelte von Humor und Frohsinn und machte der Kappe alle Ehre, aber auch die Andern fühlten sich, je öfter die Kappe an sie kam, wunderbar gehoben und poetisch angeregt; nur der Kameralverwalter behauptete, so oft auch die Kappe ihm aufgesetzt und bis über die Ohren gezogen wurde, er fühle nichts, rein nichts und blieb streng bei der Prosa, worüber wir andern Gottbegnadeten in wahre Wuthkrämpfe vor Lachen und Lustigkeit verfielen. — Im Gartenhaus — nach dem Dichter Alexander von Württemberg, der oft dort übernachtete, das Alexanderhäuschen genannt, auch Lenau wohnte meist dort — hatte ich mein Quartier

und da wurde auch Freiligrath einlogirt. Es war ein Schäferleben, das wir führten; wir bummelten viel in der Gegend herum und waren auch in Heilbronn, wo wir in der „Traube" mit meinem Freunde Karl Mayer (dem Sohn, der eben mit zwei geistlichen Herren beim Bier saß) und andern Studenten zusammentrafen — mit welchem Stolz sagte ich ihnen: „Hier ist Freiligrath!" und er, der Berühmte, stand so bescheiden daneben! — Freiligrath war aber trotzdem auch fleißig, schrieb viel, namentlich in den Vormittagsstunden, zeigte mir Gedichte, aus dem Englischen übersetzt, und dichtete hier ein größeres Gedicht.

Als es zum Abschied kam, der uns schwer fiel, aber Freiligrath pressirte nach Stuttgart wegen einer neuen Ausgabe seiner Gedichte, gab ihm mein Vater mehrere Empfehlungsbriefe an Cotta, Graf Alexander, Hofrath Reinbeck u. s. w., küßte ihn herzlich und — gleichsam um mit einem Scherze über die Abschiedstrauer wegzukommen — zupfte er ihn am Ohr und sagte, mich mit unbeschreiblichem Humor anschauend: „Am Ende ists doch der Freiligrath!" — Wie ich einst als Knabe (1821) einem vertriebenen Könige (Gustav von Schweden) das leichte Felleisen nach Heilbronn zu getragen hatte, so ließ ich mirs nicht nehmen, auch des jungen Dichterfürsten Freiligrath's Reiseränzchen mir umzuschnallen und wir wanderten zehn Uhr Morgens rüstig Heilbronn zu. Freiligrath, der auf der Reise nach Weinsberg in Heilbronn im „Falken" übernachtet hatte, war dort mit einem Kaufmann zusammengetroffen, den er von Amsterdam aus kannte und hatte ihm versprochen, auf der Rückreise nach Stuttgart bei ihm zu Mittag zu speisen. Aber in den Sternen stand es anders geschrieben. Die Sonne brannte heiß, es dürstete uns nach einem kühlen Trunke und in Ermanglung dessen verlegten wir uns aufs Wünschen. „O hätten wir jetzt eine Flasche Riesling von der Weibertreu!" seufzte ich.

„Ein guter Asmanshäuser wäre mir lieber!" knurrte Freiligrath.

Aber keine gütige Fee erhörte uns und darüber wurden wir grandig und giftig und stritten uns über die Güte der Neckar- und Rheinweine. Ich als guter Schwabe und Partikularist, der noch wenig über seine Berge hinausgekommen war, glaubte, Besseres

als die Neckarweine gebe es, zumal bei so durstigem Wetter, nicht; er war voll des Lobs der Weine des Rheinlands.

„Nun laß uns nur nach Heilbronn kommen," sagte ich, „im Aktiengarten dort gibts eine gute Weinkarte, da wollen wir den Streit in natura ausfechten."

„Ja das wollen wir," rief Freiligrath kampfbegierig, und kaum saßen wir im Schatten der großen Linde des Aktiengartens, so begann unser Turnier. In rothen und weißen Farben ließen wir sie abwechselnd aufmarschiren, die edelsten Weine des Neckars und Rheins, und waren am Ende einig über das Lob des Schöpfers, der sie beide erschaffen, und so von ihnen begeistert, daß wir in fremden, dem Kellner völlig unverständlichen Zungen redeten. Der eine schob sich das Felleisen unter den schweren Kopf und legte sich auf die Bank, der andere daneben ins Gras und wir schliefen wie zwei, denen ein gesunder Schlaf recht noth thut. Als wir erwachten, stand die Sonne schon etwas schief am Himmel, von einem Besuch bei dem Kaufmann konnte keine Rede mehr sein, Freiligrath fuhr nach Stuttgart und ich schlenderte schlachtenmüd nach Weinsberg heim.

Einige Tage darauf kamen Briefe von Stuttgart. Ei! ei! der böse Freiligrath, was hatte er gethan? Die Neckar- und Rheinweine in ihm müssen unterwegs wieder Krieg miteinander angefangen haben; in Stuttgart mischten sich noch neue Alliirte in den Kampf — kurz, in später Nacht hatte er durch die Straßen der Hauptstadt (noch dazu die streng verbotene Cigarre im Munde) wie eine Amsel gesungen, was ihm eine Arretirung und unfreiwilligen Aufenthalt auf der Hauptwache zuzog. Vergebens protestirte er, berief sich auf seine Briefe an Cotta, Reinbeck, Graf Alexander und sagte, er sei der Dichter Freiligrath. Was Freiligrath! Die stuttgarter Wächter des Gesetzes glaubten ihm noch weniger als die friedlichen Weinsberger und hätten sie ihm auch geglaubt, was wußten sie von Freiligrath! (Nach einer anderen und verbürgten Version gab er sich für seinen Freund Hackländer aus, um schnell aus der lästigen Lage befreit zu werden.) Kurz, er mußte in der prosaischen Gesellschaft ausharren bis an den lichten Morgen. Dann sandte er vom Gasthof (Hotel Marquardt)

den Brief meines Vaters an Hofrath Reinbeck mit der Entschuldigung, er sei noch zu müde von der Reise, werde jedoch Abends selbst kommen! —

„Freiligrath ist in Stuttgart! Freiligrath kommt heute Abend zu Reinbeck's!" wie ein Lauffeuer durchschwirrte es die ästhetischen Kreise Stuttgarts. Abends war natürlich großer Thee bei Reinbeck's und alte und junge Blaustrümpfe hatten sich daselbst in gespanntester Erwartung dessen, der da kommen sollte, versammelt; zwei Dutzend Album, in Sammet und Maroquin gekleidet, harrten ihrer schönsten Bestimmung. Aber es schlug acht Uhr, es schlug neun Uhr, der Theekessel brummte, die zarten Butterbrödchen krümmten sich vor Ungeduld — kein Freiligrath kam. Die Sache wurde bedenklich, man sandte zu ihm und — verhülle dein Haupt, o Muse! — welche Antwort brachte der Bediente?

„Einen schönen Gruß und er könne nicht kommen, er habe einen ganz abscheulichen Katzenjammer!"

„Ist das nicht unverzeihlich? wir sind noch ganz krank vor Alteration", lautete der Schluß eines Briefes darüber. Mein Vater lachte herzlich und sagte: „Der liebe Freiligrath! wäre er doch hier geblieben! Seine frische, deutsche Natur paßt nicht zu diesen chinesischen Theetrinkern!" — —

Während seines Aufenthalts in der württembergischen Hauptstadt gewann er sich durch die Schlichtheit und Bestimmtheit seines Charakters, durch die Treuherzigkeit und stille Innigkeit seines Wesens, die Herzen all derer, mit denen er dort oder auf Ausflügen in Umgang kam. Mit Schwab, Karl Mayer dem Vater, vor Allem aber mit dem einfachen, ängstlich bescheidenen Ludwig Uhland trat er fortan in die innigsten Freundschaftsbeziehungen, und in manch späterem Lied hat Freiligrath, wie von dem außerordentlich sympathischen Eindruck der malerischen Natur des Schwabenlandes, so auch von seiner Verehrung für Uhland Zeugniß abgelegt. Am geliebten Rhein erinnerte er sich, daß dort auch

„ . . . . . Die Woge mit dem Hort,
In dessen Strahl sich Uhlands Wimper sonnte."

Ein Glaubensbekenntniß: Ein Flecken am Rhein.

Und aus seinem langen Exil in London grüßte er, wie Karl

Mayer, so auch den kernhaften Mann und Sänger zu dessen fünfundsiebzigstem Geburtstage.*)

Auch hat der scharfe deutsche nnd freiheitliche Geist, der ihn in dieser Atmosphäre umwehte, unleugbar seine Innenwelt mächtig genug erregt, um dies als ein Moment für die fernere Entwicklung seiner dichterischen Thätigkeit besonders hervorzuheben. Am Rhein entschwand ihm das Traumland der Palmen, nach dem er vom Meerstrand ausgelugt und in das er sich „hineingeheimnißt" hatte. Am Neckar erstarkten die Keime der Freiheits- und Vaterlandsliebe, um den üppigsten Blüthenflor aus der Urkraft dieses Gemüths hervorzuziehen. Als Freiligrath von der Dichterfahrt nach dem Rhein, nach Preußen, zurückkam, sah er die Dinge um sich her nicht mehr bloß mit dem Auge eines nach langer Abwesenheit in die ihm theuere Heimath Zurückgekehrten an, sondern er prüfte den Grund ihres Wesens mit kritischem Blick. Die mächtigen Gemüthsbewegungen der letzten Zeit weckten die Instinkte, die in ihm geschlummert, und ließen sie allmählich zum Bewußtsein werden.

Einen großen Theil des Winters verlebte er darnach in Weimar im Hause seiner Braut und kehrte dann auf kurze Zeit nach dem Rhein zurück. Alle äußeren Verhältnisse, um den Liebestraum seiner Seele zu verwirklichen, wurden hier glücklich geordnet; die Verlobungskarten gingen dann in alle Welt und der Bräutigam erklärte allen Freunden, daß dies das Beste sei, was er seither habe drucken lassen. Er, der sich vom Kaufmann den praktischen Ordnungssinn bewahrt, konnte auch annehmen, daß er Alles zur Gründung eines eigenen Hauswesens gut vorbereitet habe. Wenn auch das eben von ihm herausgegebene „Rheinische Odeon" und „Rheinische Jahrbuch" keine günstigen Aussichten zur Fortsetzung boten, so beabsichtigte er dafür in Darmstadt eine eigene Zeitschrift zu gründen, die sich speziell mit dem Leben der Engländer beschäftigte, und Bulwer, Dickens wie andere namhafte Schriftsteller hatten dafür ihre Mitarbeiterschaft zugesagt.**)

---

*) Neueres und Neuestes: Aus der englischen Apfelblüthe.

**) Augsburger Allgemeine Zeitung 1876, Nr. 82.

Im Mai 1841 holte er die Braut als seine Gattin heim und nahm mit ihr seine Wohnung in Darmstadt. Freilich, lieber hätte er am Ufer des Rheins sein Nestchen gebaut, würde sein neues geschäftliches Vorhaben ihn nicht auf die hessische Hauptstadt verwiesen haben. Um so empfindlicher und verstimmender berührte es ihn daher, als der Plan mit der Zeitschrift durch den unerwarteten Rücktritt des dafür gewonnenen Verlegers nicht zur Verwirklichung kommen konnte. Dem Glück der umfriedeten Häuslichkeit auch für das Bedürfniß des im Gesang sich verlierenden Dichters hatte er eben noch ein Loblied gesungen:

„Derselbe Schnabel singt nicht Lieder blos,
Derselbe Schnabel trägt aus Laub und Moos
Doch auch ein Nestchen sich zusammen!“

Zwischen den Garben: Antwort.

Nun trat mitten in den Flitterwochen seiner Ehe schon die Sorge in sein Haus und gab den Anlaß dazu, daß er wider seine innerste Neigung und Absicht in eine Unstätheit seiner Häuslichkeit gezogen wurde, und schließlich, wie der Krieger im Felde, nur in einem Zelt sein Heim finden sollte, bereit oder gezwungen, es nach kurzer Ruhe immer wieder abzubrechen.

6.

In Sturm und Drang.

Während seines Aufenthalts in Darmstadt machte Freiligrath unter anderen auch die Bekanntschaft mit dem General von Radowitz, dem vertrauten und deutsch-patriotisch gesinnten Freund des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Derselbe wollte ihn für eine Zeitschrift gewinnen und seine Anträge waren in mancher Hinsicht verlockender Art.*) Aber der Dichter schlug sie dennoch aus, um nicht in eine gewisse geistige Abhängigkeit zu gerathen, während gerade jetzt mehr wie je der Drang in ihm mächtig war, als freier Mann seine Stimme erschallen zu lassen.

Eifrig hatte er fortgefahren aus den englischen und französischen Dichterwerken das Schönste auszuwählen und seinen Ehrgeiz aufgeboten, um als Meister des Worts diese Dichtungen in Sinn und Klang den Originalen entsprechend ins Deutsche zu übertragen. Aber es genügte ihm nicht, sein eigenes Bedürfniß damit auszutönen. Versunken war ihm die Märchenwelt, aus welcher er sonst seine dichterische Begeisterung gezogen. Er hatte Simrock eine glücklich gestaltete Rheinsage gewidmet, womit er förmlich von diesen Träumereien unter Palmen und Sycomoren Abschied genommen:

„Zum Teufel die Kameele,
Zum Teufel auch die Leu'n!
Es rauscht durch meine Seele
Der alte deutsche Rhein!
Er rauscht mir um die Stirne
Mit Wein und Eichenlaub;
Er wäscht mir aus dem Hirne
Verjährten Wüstenstaub.“

*) Augsburger Zeitung a. a. O.

Aus dem Grunde seiner Seele tauchte statt dessen das Vineta empor, das er längst erblickt und von dem er nun singen und sagen wollte, aus dem ihm die Ereignisse der Wirklichkeit gleichsam ihre Echos auffordernd zurückwarfen.

Ergriffen von dem tragischen Geschick des spanischen Generals Diego Leon, der wegen seiner Verschwörung zu Gunsten der jungen Königin Isabella gegen Espartero's Diktatur von diesem, seinem ehemaligen Waffenbruder, im Oktober 1841 den Tod durch Pulver und Blei gefunden, hatte er ihm zu Ehren „Verse erdröhnen lassen, dumpf, wie gedämpfter Trommeln Schall", und dabei zugleich die Freiheit des Dichters betont, seine Harfe für Alles zu rühren, was ihm poetische Anregung gebe:

„Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei."

Ein Glaubensbekenntniß: Aus Spanien.

Dies Wort brachte eine zündende Wirkung hervor; die Einen bejubelten es, die Andern griffen es an. In hohen Wogen ging damals die politische Erregung und mehr und mehr wurde der gebildete Theil der deutschen Nation zu einer Oppositionspartei, die Deutschland und Freiheit, Beides wie einen sich deckenden Begriff, auf ihre Fahne geschrieben hatte. Was namentlich Georg Herwegh als Dichter im Sinne dieses nationalen Begehrens im „eisernen Lerchenschlag" ertönen ließ, wurde mit Begeisterung aufgenommen und hallte aus Aller Munde wie Glaubensformeln wieder. Jene Verse Freiligrath's konnten also wohl als ein Vorwurf gegen diese schmetternde Tendenzpoesie erscheinen.

Vielleicht deßwegen war der König Friedrich Wilhelm IV. veranlaßt worden, Freiligrath zu Neujahr 1842 mit der Ertheilung eines bisher von dem verstorbenen J. D. Gries bezogenen Jahresgehalts von 300 Thalern auszuzeichnen. Humboldt, der sich namentlich wegen der tropischen Bilder, die Freiligrath geschaffen, lebhaft für ihn interessirte, und wohl auch Radowitz, hatten ohne Vorwissen desselben darauf hingewirkt. Der König selbst, noch umjubelt von dem Enthusiasmus, den seine Thronbesteigung bei allen Freisinnigen und Deutschgesinnten hervorgerufen, liebte es, sich freigebig zu zeigen, besonders auch den deutschen Dichtern zu

schmeicheln. Unter den Erinnerungen dessen, was ihn in Versen erfreut, lebten auch die farbenglühenden Poesien des westfälischen Dichters und dessen Verdienst um die Wiederherstellung des Rolandbogens. Wenn er jetzt von ihm den Ausspruch vernahm, daß der Dichter auf einer höheren Warte stehe, als auf der Zinne der Partei, so gefiel ihm dies sicherlich ganz besonders und reizte ihn dazu, seine königliche Huld dafür zum Ausdruck zu bringen.

Für Freiligrath selbst war die ihm hiermit bereitete Ueberraschung eine durchaus freudige. Nicht allein gewährte ihm das Jahrgeld den Grundstock für eine freie Existenz, der in der jetzigen Lage ihm hochwillkommen sein mußte, insofern ja mit Annahme des Ehrengehalts keinerlei Verpflichtungen verbunden waren; sondern er sah in der Ertheilung auch eine so unverfängliche Auszeichnung, wie Tieck und Rückert in derjenigen, die ihnen nebst der Berufung an den Hof Friedrich Wilhelms gewährt worden war. Der König galt noch als der Mann der deutschen Hoffnungen, als der Freund der politischen Freisinnigkeit, dessen Wort: „ich liebe eine gesinnungsvolle Opposition", nebst manchen ähnlichen, in stolze Träume von liberalen Staatsreformen versetzt hatte. Man versprach sich alles Gute von ihm und Freiligrath konnte deßhalb annehmen, daß die Auszeichnung zugleich eine Ermunterung für ihn sein sollte, mit seinem Lied die Geister auch fernerhin zu wecken. Wurde doch bald nachher selbst Herwegh, obwohl er sich als entschiedenster Parteidichter hingestellt, bei seiner Anwesenheit in Berlin vom Könige zur Audienz in's Schloß geladen, zu allem Andern Beweis genug, daß der Monarch einer „gesinnungstüchtigen Opposition" öffentlich seine Sympathien zu bezeigen liebte.

Neuen Glückes voll verließ Freiligrath im Sommer 1842 Darmstadt und übersiedelte nach St. Goar, wieder an den Rhein, wo er seine zweite Heimath gefunden, wo der Stern seines Glücks in wachsender Lichtfülle aufgegangen, den alten Freunden wieder nah und neuer Anregungen gewiß. Wenn irgendwie die ihm widerfahrene königliche Auszeichnung die Annahme möglich gemacht hatte, es werde nun die Weiterentwicklung des inneren Prozesses in dem Dichter gehemmt werden oder nach der Richtung der ihm

scheinenden Sonne fürstlicher Gunst erfolgen, so zeugte dagegen Alles, was er seit der Ertheilung der Ehrenpension gedacht, empfunden und zu Papier gebracht. Ohne sich durch Rücksichten darauf behindert zu fühlen, machte er seinen Kampf mit sich selber, um zum Kämpfer für Freiheit und Vaterland zu werden.

Im Andenken an den verstorbenen Immermann entrang sich ihm die tiefgefühlte Klage:

„Du weißt es nicht, was ich dir schuldig bin!
Auf dich, als Leuchtthurm, blick' ich täglich hin!
In Kunst und Leben irrt' ich, ach! schon viel:
Dein hohes Bild gab Richtung mir und Ziel!"

Und er fügte das Gelöbniß hinzu, aus dem man den Durchbruch seiner Empfindungen aus ihren Gährungen erkennt:

„Bei dir, dem Festen, den man hieß den Starren,
Gelob' ich Fleiß, Wahrhaftigkeit, Beharren!"

Brentano war im Sommer 1842 gestorben. Es regte ihn dieser Todesfall zu einer Auseinandersetzung mit der Romantik an, mit der edlen königlichen Wittwe, deren Reich zu Ende gegangen, zu deren Füßen er „klagend sitzen wollte" — „nur eine Stunde"; denn

„Der frische Geist, der diese Zeit durchfuhr,
Er hat mein Wort, ich gab ihm meinen Schwur,
Noch muß mein Schwert in jungen Schlachten blitzen."

Ein Glaubensbekenntniß: Ein Flecken am Rhein.

Kampfluftig für das Leben, für das „Neue, das ihn mächtig rief", so stand er auf seiner Warte und kündete die Jagd der Zeit, die „ein heißes Weib, nach Freiheit lechzend"; oder er ließ mit der Posaune fremder Dichter dem deutschen Volke „mit der Kette um seine Wunden" zurufen: „Ins Gefecht! Werbet frei — werbet frei!" (England an Deutschland, nach Thomas Campbell).

Tief kränken und reizen mußte es ihn, daß ihm trotzdem von der neuerstandenen Schule der Freiheitssänger: Dingelstedt, Robert Prutz, Ludwig Seeger, Georg Herwegh an ihrer Spitze, schon mancher Angriff zu Theil geworden war. Seitdem Herwegh seinen Absagebrief an den König von Preußen in Folge der Audienz bei

diesem geschrieben, war er ungestümer Revolutionär geworden und predigte leidenschaftlich seinen Fürstenhaß und republikanischen Glauben. Anknüpfend an die Worte Freiligraths von der Stellung des Dichters zu der politischen Partei hatte er scharf darauf zurückgeantwortet: „Selbst Götter stiegen vom Olympe nieder und kämpften auf der Zinne der Partei.“ Die polizeiliche Verfolgung, der er sich durch die Flucht nach der Schweiz entzogen, erbitterte ihn seitdem noch mehr. Schonungslos machte er sich auch u. A. über die durch Friedrich Wilhelm IV. erfolgte Rückberufung des einst als Demagogen abgesetzten E. M. Arndt lustig:

„Er ist ein Abendroth, und mag noch feuchten
Manch Auge kummerschwer;
Allein verzeiht, ihr hohen Herrn, erleuchten
Kann er die junge Welt nicht mehr.“

Daraufhin nahm im Januar 1843 Freiligrath Veranlassung, auch seinerseits einen Hieb nach dem „Lebendigen“ zu führen. Denn

„ . . . wer uns Arndt verklagte,
Zog selber sich das Loos!
Du nanntest den alten Riesen
Zu alt zu dieser Frist?
Du hast uns nur bewiesen,
Daß du zu jung noch bist.“

Ein Glaubensbekenntniß: Ein Brief.

Herwegh hielt sich jedoch keineswegs für so abgethan, wie sein Nebenbuhler im dichterischen Ruhm ihn in diesem schneidigen Gedicht behandelt hatte. Emanuel Geibel wurde gerade auch unter die Zahl derjenigen versetzt, welche sich vom König von Preußen der Ehre eines Jahrgehalts erfreuten und war nun nach St. Goar gekommen, um Freiligrath zu besuchen. Aus diesem Anlaß schrieb Herwegh sein giftiges „Duett der Pensionirten“, bei dessen Schluß die beiden verhöhnten Dichter den Chor liebedienerischen Inhalts sangen:

„Und verzehren dann in Frieden
Die Pension der Invaliden.“

Auch in den damals von Herwegh in Zürich herausgegebenen „Einundzwanzig Bogen“ fehlte es nicht an boshaften Glossen auf

den Dichter in St. Goar. Seeger verspottete ihn darin z. B. in einer Strophe:

„Mir wird von alle dem so dumm,
Als ging mir ein Freiligrath im Kopf herum."

Immerhin war Freiligrath dieser Schlag sehr empfindlich, denn Herwegh nahm damals eine außergewöhnliche Bedeutung als Wortführer der Poeten-Opposition in Anspruch, und außerdem fühlte Freiligrath, daß ihm die Unbill ohne Grund und in völliger Verkennung seiner eigenartigen und eigenen Weg gehenden Natur angethan worden. Mit seinem reinen Gewissen begriff er es nicht, daß man ihn konnte als einen höfischen Poeten hinstellen, da gerade seine neuesten Gedichte nichts von einem solchen Charakter, wohl aber genug dagegen aufwiesen. Er hatte noch immer an eine große Mission Friedrich Wilhelms IV. für Preußen wie für Deutschland im Sinne des Liberalismus geglaubt. Doch schon erkannte er in Folge dieser Angriffe, daß ihm nur zu leicht sein Ehrengehalt ungerechtem Verdacht aussetzte, und andererseits, daß diejenigen nicht Unrecht hatten, welche durch ihre Zweifel in die Absichten des Königs bereits zu vergällten Pessimisten, wie Herwegh, geworden waren. Gewiß ist denn auch, daß dieser Vorgang ihn auf dem Wege fortgestoßen hat, den er schon aus eigener Ueberzeugung eingeschlagen, und daß er nun beflügelten Schrittes ihn abeilte. Im August kam auch noch Hoffmann von Fallersleben auf Besuch zu ihm nach St. Goar, der abgesetzte, flüchtige Professor, dessen „unpolitische Lieder" im Grunde nichts Anderes austönten, als was Freiligrath selber auf dem Herzen hatte. Wie reimte es sich zusammen, daß Hoffmann geächtet von demselben Könige war, der ihm aus freiem Willen eine Auszeichnung gegeben? Es machte ihn nachdenklicher und den Herwegh'schen Hohn, ein Pensionär des Königs zu sein, für ihn brennender. „Er trug's nicht länger."

Es muß aber auch an dieser Stelle hervorgehoben werden, daß Hoffmann durchaus nicht der Mann war, welcher ihn in dem Seelenkampf, den er durchmachte, irgendwie als ein Mentor weiter geführt hätte und daß „jene Nacht im Riesen", von der das im „Glaubensbekenntniß" enthaltene Gedicht an Hoffmann spricht, ihm die Augen geöffnet habe. Im Gegentheil, Freiligrath fühlte sich

schon viel weiter auf dem großen Wege, als Hoffmann, der auf einem Seitenpfad dahin gekommen war und glaubte, mit seinem Ingrimm auf die herrschende Polizeiwirthschaft ein fertiger Freiheitsmann zu sein. Höher blickte Freiligrath, höher standen seine Ideale und länger mußte er deßhalb auch seine ganze Kraft zum Ausflug dahin sammeln. Er hatte sogar ein sehr scharfes Gedicht in solchem Sinne gegen Hoffmann gemacht mit dem Vorwurf, daß dieser nur am Kleinen hange und die Größe der zu stellenden Forderungen nicht würdige; aber aus schonender Rücksicht auf den persönlich liebenswürdigen Freund unterdrückte er dasselbe noch während des Drucks seiner neuen Sammlung von Gedichten.

Wohl freilich trugen alle diese Stimmungen dazu bei, wie zufließende Bäche den Strom seiner Empfindungen anschwellen und wogenmächtiger werden zu lassen. Seine dichterischen Aeußerungen erhielten einen herberen, heftigeren, politisch leidenschaftlicheren Ton und mehr und mehr fand er den arbeitenden Gedanken der neuen Zeit, um ihn dann in gewaltiger Schönheit und poetischer Reinheit wie ein erkorener Rufer seines Volkes auszusprechen.

Auf dem Friedhof von Koblenz hatte er an Max von Schenkendorf's Grabe gestanden und die Klage entwand sich seinem Herzen:

„Ach, die Freiheit, die Du meintest,
Kam noch nicht mit ihrem Schein!"
„Was Du sangst, wofür Du strebtest,
Ach, von Allem nichts erfüllt!
Wohl Dir, daß Du nicht erlebtest,
Was Dein Hügel Dir verhüllt!"

Zwischen den Garben: Bei Koblenz.

Für eine deutsche Flotte hißte er begeistert Schwarz, Roth, Gold auf, „einst verpöntes Band" (Flotten-Träume); gegen das Zopfthum der preußischen Bureaukratie brach er ungestüm seine Lanzen (Prinz Ludwig von Preußen, Und noch einmal der Zopf); die Zukunft Deutschlands wurde seine Parole (Königsstuhl bei Rhense) und noch war es der alte Kaisertraum, in dem er sie erstehen sah (Des Kaisers Segen). Die Freiheit und das Recht wurden ihm jetzt Forderungen, nicht energievoll genug an die Machthaber zu stellen:

„Nicht mach' uns einzelne Schlappen verlegen!
Die fördert die Siege des Ganzen erst recht;
Die wirkt, daß wir doppelt uns rühren und regen,
Noch lauter es rufen: die Freiheit! das Recht!
Denn ewig sind Eins diese heiligen Zweie!
Sie halten zusammen in Trutz und in Treue;
Wo das Recht ist, da wohnen von selber schon Freie,
Und immer, wo Freie sind, waltet das Recht!
— Die Freiheit! Das Recht!"

Glaubensbekenntniß.

Seine Wandlung war ihm klar, als er die Augen über sich selber öffnete; er konnte nicht mehr eine Auszeichnung aus den Händen des Königs von Preußen annehmen, nun er sich nicht mehr als einen Vorstürmer *für* ihn, sondern *trotz* ihm erkannte. Zu Neujahr 1844 gab er die Pension zurück und begrüßte sich selber wie einen vollständig Erwachten:

„Meinem Volke sagt' ich: Guten Morgen!
Einst, so Gott will, sag ich: Guten Tag!
Guten Morgen denn! — Frei werd' ich stehen
Für das Volk und mit ihm in der Zeit!
Mit dem Volke soll der Dichter gehen —"

Glaubensbekenntniß: Guten Morgen.

Die Hoffnung auf die Wiedergeburt seines Vaterlandes erfüllte ihn so mächtig, daß sie ihn zu dem schönen, ergreifenden, wie Gebet aus tiefster Seele sich hervorringenden Liede „Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte" begeisterte:

„Der du die Blumen auseinanderfaltest,
O Hauch des Lenzes, weh' auch uns heran!
Der du der Völker heil'ge Knospen spaltest,
O Hauch der Freiheit, weh' auch diese an!
In ihrem tiefsten stillsten Heiligthume —
O, küss' sie auf zu Duft und Glanz und Schein —
Herr Gott im Himmel, welche Wunderblume
Wird einst vor allen dieses Deutschland sein!"

Als im Februar 1844 dies Gedicht erscheinen sollte, strich die Censur die vierte Strophe darin, welche von der Knospe Deutschlands handelte, die ihm „dem Bersten nah" erschien.

Eine fieberhafte Lust zum Schaffen hielt ihn in höchster Erregung; es war Revolution in seinem Innern und er bedurfte der

Lieder, um sich Luft zu machen. Immer des Enthusiasmus für die nationale Idee voll, immer noch in der Hoffnung auf deren Verwirklichung durch Preußen, ließ er Friedrich den Großen als den Alexander erstehen, der den Knoten durchhieb:

„Ich thät's! Einschlüg ich mit der Faust dies Diplomatennetz!
Reichsstände! öffentlich Gericht! ein einig deutsch Gesetz!
Und überall das freie Wort! — Bei Gott, so trät ich hin!
Bei Gott dem Herrn, so schlüg' ich durch! — so wahr ich König bin!
's würd' eine Bombe sein! Gleichviel! Ging's auch ein Jahr lang kraus,
Ich brächt' es in die Richte schon, ich führt' es doch hinaus!
Und zög' ein Wetter auch heran, und würfe Keil auf Keil:
Ein König trotzt' ich Königen — zu meines Volkes Heil!"

Glaubensbekenntniß: Im Himmel.

Da sah er denn natürlich das ärgste Hemmniß in der Vielfürstenschaft in Deutschland, und weil der Hoffnung keine nahe Erfüllung winkte, richtete sich sein Zorn nunmehr gegen Alles, was als Ursache der nationalen Misere gelten mußte. So klang aus dem „Kindermärchen" (in „Zwischen den Garben") vor Allem sein Ingrimm über den König von Hannover hervor, der die Verfassung seines Landes 1837 aufgehoben und die sieben Professoren von Göttingen, welche dagegen Protest erhoben, abgesetzt hatte, unter ihnen auch die Märchendichter Grimm. — Die acht Provinzen des preußischen Staats erschienen ihm als die Rosse, die einmal mit dem schlecht gelenkten Staatswagen durchgehen würden (Von acht Rossen). Die Sage von der weißen Frau, die bei besonderen Veranlassungen in der hohenzoller'schen Familie sich im Schlosse zu Berlin zu zeigen pflege, wandte er zu einer direkten Mahnung an den König von Preußen an, indem er sie zu diesem sagen läßt:

„. . . . Was schlummerst du?
O, daß du sähest meinen Kummer!
Die Ohren taub, die Augen zu —
Ach, ewig find' ich dich im Schlummer!"

An das dem Volke gegebene Fürstenwort für eine Verfassung erinnerte er dabei (Vom süßen Brei):

„Es gab dir Blut, es gab dir Schweiß,
Und wird dir, was es gab, nicht schenken!
O wolle doch des süßen Brei's,
Den du versprochen, bald gedenken!“

Ingrimmig geißelte er die Censur und die Censoren (Wann? Im Irrenhause.); seinen Hohn schüttete er auch gegen die damalige Verehrung des Czars Nikolaus und überhaupt alles Russischen am Berliner Hofe aus (Kinderlied, Zwei Flaggen). Aus Beethoven'schen Sonaten, die ihm seine Frau auf dem Klavier vorspielte, hörte er die Feldmusik, mit der er als Poet der Welt nun zu Leibe ging:

„Füllt kühnes Klingen ihm das Haus,
Dann singt er doppelt freud'gen Schalles
In Wetter und in Sturm hinaus:
Deutschland und Freiheit über Alles!“

Glaubensbekenntniß: Feldmusik.

Deutschland erschien ihm als Hamlet:

„ . . . . Ernst und stumm
In seinen Thoren jede Nacht
Geht die begrab'ne Freiheit um
Und winkt den Männern auf der Wacht.“

„Nur ein Entschluß! Aufsteht die Bahn! —
Tritt in die Schranken kühn und dreist!
Denk' an den Schwur, den du gethan
Und räche deines Vaters Geist.“

In dieser reichen Arbeit des Jahres 1844 waren es nur Sturmlieder, die seine Phantasie gebar. Ueberall hörte er die Glocken der Zukunft, sah er im Geiste die Umwälzung, welche in Deutschland stattfinden werde. Es seien dafür auch die Gedichte „Der Wisperwind“, „Hohes Wasser“, „Wallenstein“, „Eine Seele“, „Das Fensterkreuz“ (des Widerstands), „Ihr kennt die Sitte wohl“ an dieser Stelle angeführt. Aus den Instincten der Jugend waren die Ueberzeugungen des Mannes geworden, die sich unter der aufreizenden Bedrückung, welche sie in der Wirklichkeit fanden, zu schneidigen Tendenzen ausspitzten. Die politische Freiheit wurde jetzt seine Leidenschaft, wie einst die natürliche des Meeres. Auch der Sozialismus spielte mehr und mehr schon dahinein. Die Gegen-

säße des Lebens und im Recht der Menschen, wie Freiligrath sie sonst in den Mohren und Indianern grell hervorzuheben liebte, traten ihm jetzt in weiterer Entfaltung dieses philanthropischen Zuges seiner Natur in den weißen Sklaven der Civilisation entgegen. Die Leiden des Volks waren ja nur ein Theil der Leiden der Menschheit. Robert Burns ließ ihm diese Saite in dem von ihm in „Trotz alledem" nachgedichteten Lied auf die Armuth grell erklingen; das Elend der schlesischen Weber beklagte er bitter in dem Gedicht „Aus dem schlesischen Gebirge"; das tragische Geschick eines Wildschützen regte in ihm das finstere Gedicht „Vom Harze" an.

In alledem aber wird man nur denselben Freiligrath wieder erkennen, der einst Träume für die Wirklichkeit genommen und sich damit begnügt. Jetzt war er sich selbst dieser Entwickelung, dieses Durcharbeitens aus der Dämmerung der Gefühle und Ideen und mit Befriedigung bewußt:

„Frei ward Lipp' und Zunge,
Frei das Auge mir, und frei
Dehnt sich Herz und Lunge!
Von Gedanken bis zur That
Schlug ich dreist die Brücke:
Hüben steh' ich, und kein Pfad
Führt mich je zurücke!
Vorwärts denn — bis über's Grab!
Vorwärts — ohne Wanken!
Jede Rücksicht werf' ich ab,
Satt hinfort der Schranken!"

Glaubensbekenntniß: An Hoffmann von Fallersleben.

Offen und entschieden wollte er sich fortan zur Opposition bekennen. Er hatte als Einzelner vor den Augen der Nation die Schule durchgemacht, wie er selbst im Vorwort zu diesem Theil seiner Gedichte sagt, die doch am Ende nur die nämliche war, welche die Nation, in ihrem Ringen nach politischem Bewußtsein und politischer Durchbildung, als Gesammtheit selbst durchlaufen mußte und damals noch durchlief. Er war nun doch auch, getrieben durch die Begeisterung für den hohen Beruf eines Dichters seines Volkes, auf die „Zinnen der Partei" getreten, um sich der

Reaction entgegenzustemmen und für die Freiheit mit der wilden Energie seines Geistes mächtig zu werben. Die kampflustige Stimmung, in der er einst Mohren- und Türkenschlachten geschildert, richtete sich nun auf nächste und geweihte Ziele. Wie kam ihm jetzt, als er „einem schönen Kinde" eine neue Ausgabe seiner ersten Gedichte schenkte,

„Dies Heer von Schiffen und von Mohren,
Das in der Nordsee Uferbanne
Sein einsam brütend Hirn geboren,"

Zwischen den Garben: An ein schönes Kind.

so wundersam vor! Er kannte sie nicht mehr, sie waren ihm fremd geworden. Anderes erfüllte jetzt seinen Sinn mit unwiderstehlichem Zauber.

Die That, nach der er sich seit Jahr und Tag gesehnt, war die Herausgabe all jener Freiheits- und Sturmlieder, die er in St. Goar gedichtet. Als sein „Glaubensbekenntniß" machte er im Mai 1844 in der „Krone" zu Asmannshausen dies Büchlein „gegen eine Krone" für den Druck zurecht. Bei Viktor Zabern in Mainz erschien es darauf und sein Inhalt wirkte in der That, seiner Absicht gemäß, wie ein „kecker Schuß" in die Stickluft jener Tage.



7.

Ohne Rast, ohne Ruh.

Je durchschlagender der Erfolg dieses Glaubensbekenntnisses war und Freiligrath auf einen Schlag zum gefeiertsten auch der politischen Oppositionsdichter machte, desto heftiger war die Erbitterung der reactionären Partei. Bejubelt von der Jugend und den Freunden der Freiheit, thaten ihn die Gegner derselben und alle Königstreuen, schaudernd über den dämonischen Reiz dieser feurigen Sturmrufe, in Acht und Bann. Angenehme Aussichten für eine Lebensstellung hatten sich ihm eben in Weimar eröffnet;*) nach diesem seinem Schuß mußte er allen solchen Hoffnungen entsagen. Die Regierung war überdies nicht gewillt, einen so entschlossenen Rüttler und Schüttler der gährenden Geister unbehelligt zu lassen; die fort und fort damals in der Jagd auf übelgesinnte Schriftsteller und Poeten abgehetzte Polizei setzte sich in Bewegung, um auch diesen höchst gefährlichen Menschen einzufangen und war ungehalten genug darüber, daß es ihr mißlang. Freiligrath hatte sich noch im rechten Moment aus dem Bereich der Häscher entfernt und zunächst in Brüssel ein Asyl gesucht.

In dem fast ausschließlichen Umgang mit Karl Heinzen daselbst, der ebenfalls flüchtig war, mochte er sich nichts weniger als behaglich fühlen und wohl drückte ihn das Opfer, das er um seiner That willen hatte bringen müssen. Aber er bereute nichts; er fühlte, daß er nach seinem Gewissen gehandelt; daß er nur ausgetönt, was seine ganze Seele erfüllt; daß er dem freien Dichter im Menschen sein Recht hatte widerfahren lassen. Weder war es

*) Augsburger Allgemeine Zeitung 1876, Nr. 82, Beilage.

in seinem Willen, noch auch in seiner Macht gewesen, den Ausbruch des Vulkans in seinem Innern zu verhindern. Wie durch ein Naturgesetz geboten, hatte er es geschehen lassen und in seinem Erfolg erkannte er auch den der Sache des Volks, für welches damals nur die Dichter und Denker sprechen konnten. In allem Leid lag darin für ihn Trost, Genugthuung und Ermuthigung zum Beharren.

Aus jener Zeit seines ersten Exils hat Franz Wallner in der „Gartenlaube“ von 1862 eine hübsche Episode mitgetheilt. Freiligrath hatte von Brüssel aus einen Ausflug nach Antwerpen gemacht. In alter Liebe ging er an den Hafen, zu den dort liegenden Schiffen, die nach ihren Fahrten über das Weltmeer ihre Winterrast halten wollten. Unter ihnen reizte eins besonders sein Interesse; es war der „Adler“, ein prachtvoller, nach Canton bestimmter, neuer Dreimaster, und gern wurde Freiligrath und dem ihn begleitenden Freunde die Erlaubniß ertheilt, das Schiff zu besehen. Der Oberbotsmann machte den Führer, entschuldigte sich aber an der Capitänscajüte, die fremden Herren nicht in diese Räume einführen zu können, da der Capitän eben Gäste bei sich bewirthe. Gesprächsweise wurde noch erwähnt, daß derselbe schon zweimal die Reise um die Welt gemacht. In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und man erblickte eine fröhliche Gesellschaft von eleganten Herren und Damen, die eben im Begriff war, ein nichts weniger als frugales Mahl zu beenden, wie eine reichliche Anzahl leerer Flaschen zur Genüge bekundete. Der blonde Dichter entschuldigte sich, seiner Neugierde, das prachtvolle Schiff zu bewundern, gefolgt zu sein. Der Capitän aber, ein vollendeter Weltmann, nöthigte die Herren, in seine Gemächer einzutreten, zeigte ihnen seine Waffenkammer und sein Arbeitszimmer. Letzteres zierte auch eine kleine, aber sehr gewählte Büchersammlung, in welcher die Prachtausgabe von Freiligrath's Gedichten obenan stand. „Freut' es dich nicht, daß Deine Gedichte jetzt die Reise nach Canton mitmachen?“ frug der Begleiter Freiligrath's seinen Freund. — „Wie so?“ warf der Capitän dazwischen. — „Der Herr ist Freiligrath.“ — „Freiligrath? Der Dichter Freiligrath?“ rief der Seemann stürmisch aus. Auf die Bejahung der Frage stürzte er zum Sprachrohr: „Flaggen auf! Alle Mann

an Bord! Champagner herauf! — Gott segne Sie, Sie haben mir manchen heißen Tag auf dem weiten Ocean verkürzt, manche frohe, begeisterte Stunde geschaffen!“ Er drückte den erschütterten Dichter bewegt an die Brust, und die Gläser mit dem inzwischen angekommenen schäumenden Rebensaft füllend, sprach er mit weicher Stimme: „Meine Herren und Damen, Sie haben auf dem Festland keine Ahnung, welch' treuer Begleiter der wahre deutsche Dichter dem einsamen Seefahrer in fernen Welttheilen ist, was dieser ihm zu danken hat! Ein Zufall, den ich segne, bringt der besten einen an meinen Tisch. Meine Herren und Damen, ich nehme das als eine frohe Vorbedeutung für meine Reise an. Erheben Sie die Gläser, der Dichter Freiligrath lebe hoch!“ Lautlos, nur durch eine mühsam zurückgedrängte Freudenthräne konnte der arme Dichter, der in diesem Augenblick mit keinem Fürsten der Erde getauscht hätte, den stürmischen Jubelruf der Anwesenden erwiedern. Bei seiner Entfernung standen ehrfurchtsvoll in zwei Reihen und in Festkleidern „alle Mann an Bord,“ alle Flaggen waren aufgezogen, das Schiff lag im festlichsten Schmucke da, als ob der König es mit seinem Besuche beehrt hätte.

Es erinnert diese Anecdote lebhaft an des Dichters „Nacht im Hafen“, wie er dem aus dem Orient zurückgekehrten Freunde Hackländer bei Erzählung von seinen Erlebnissen daselbst zuhorcht und dabei, eben daß er Abschied von seinen orientalischen Liebhabereien nahm, noch einmal an deren glänzenden Erfolg gemahnt wurde.

„ . . . Er gab dem Pascha von Egypten
Ein Exemplar von meinem Liederbuch.
Und dann, o hört: Fern in des Libans Thalen
Verehrt er zierlichst einem alten Schech
Mein trefflich Werk, mein malerisch Westfalen —
Es wäre sündhaft, spräch' ich noch von Pech!“

Zwischen den Garben: Aus Darmstadt 1841.

Wie weit entfernt von jenem Dichterträumen war er seit drei Jahren — jetzt ein trotzig aufstürmender Geist, der seinem Volke und der Freiheit mit wuchtigen Schlägen eine Gasse brechen half! Wie sonnte er sich im Glück der Liebe, als er sich damals sein Heim am Rhein errichtet — und wie herb und zornerfüllt rief er jetzt im Exil zu Brüssel seiner Frau zu ihrem Geburtstag im Dezember 1844 zu:

„So sei dir denn auch noch vertraut,
Was junge Sagen künden:
Bald wird aus niederm Haidekraut
Sich selbst ein Besen binden,
Ein ries'ger, der der Niedertracht
Und Sclaverei ein Ende macht
In Deutschland und auf Erden!
Dann wird auch uns zur Wiederkehr
Der Freiheit Glocke läuten.
Dann wird uns keine Scherbe mehr
Heimath und Herd bedeuten."

Neuere politische und soziale Gedichte.

Im finsteren, unheimlichen Groll, wie er der tiefen Gährung seines Innern entsprach, war er vom Rhein geschieden, ein verfolgter Mann. Da hatte er seine Phantasie um den Dampfer spielen lassen, auf dem vielleicht der König von Preußen, mit dem er den Kampf als Dichter aufgenommen, sich nach seinem schönen Lustschloß Stolzenfels hinübertragen ließ. Unten im Schiffsraum aber, vor seiner glühenden Esse, in trotziger Verbitterung der Maschinist, der verachtete Proletarier:

„Tief unten aber, in der Nacht und in der Arbeit dunkelm Schoos,
Tief unten, von der Noth gespornt, da schür' und schmied' ich mir mein Loos!
Nicht meines nur, auch deines, Herr! Wer hält die Räder dir im Takt,
Wenn nicht mit schwielenharter Faust der Heizer seine Eisen packt?
Du bist viel weniger ein Zeus, als ich, o König, ein Titan!
Beherrsch' ich nicht, auf dem du gehst, den allzeit kochenden Vulkan?
Es liegt an mir: — Ein Wort von mir, Ein Schlag von mir zu dieser Frist,
Und siehe das Gebäude stürzt, von welchem du die Spitze bist!"

Ça ira: Von unten auf.

Damals und jetzt — welche Kluft dazwischen und der Pensionär des Königs ein heimathloser Flüchtling!

Von Belgien begab sich Freiligrath durch Frankreich nach der Schweiz, an die Ufer des Zürcher See's, um dort in größerer Sicherheit und angenehmer als in Brüssel zu leben. Sein Blick aber war immer noch nach Deutschland gewandt und er unterließ es nicht, immer wieder seine schauerlich-wilden Alarmrufe ertönen zu lassen, immer tiefere Züge aus dem schäumenden Becher der revolutionären Poesie zu thun.

In Folge der Revolte in Leipzig im Sommer 1845, wobei das Militär auf das Volk geschossen hatte, dichtete er das dumpfe, von Blitzen der Leidenschaft umzuckte Lied auf „Leipzigs Todten" mit dem furchtbaren Refrain:

„Ich bin die Nacht, die Bartholomäusnacht;
Mein Fuß ist blutig, und mein Haupt verschleiert.
Es hat in Deutschland eine Fürstenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert!"

Und nach der verdammenden Schilderung des blutigen Vorgangs schloß er den Ausruf an:

„O deutsches Land, was trugen dir schon ein
Wie deine Fürsten, so dein Glauben! —
Allein du liebst es, stets ein Kind zu sein!
Nicht eine Kette lässest du dir rauben!"

Neuere politische und soziale Gedichte.

In der Revolution allein sah er die einzige Rettung, die einzige Möglichkeit für die Geburt der befreienden Zukunft. Sie war ihm ein Piratenschiff:

„Es ist die einz'ge richt'ge Fähre —
D'rum in See, du kecker Pirat!
D'rum in See, und kapre den Staat,
Die verfaulte schnöde Galeere!"

Im dythirambischen Schwung der Marseillaise besang er dessen Fahrt

„Zum grünen Strand der neuen Erde,
Wo die Freiheit herrscht und das Recht,
Wo kein Armer stöhnt und kein Knecht,
Wo sich selber Hirt ist die Heerde." Ça ira: Vor der Fahrt.

Dann malte er sie wieder in wildem Farbenspiel als den Alles niederreißenden Eisstoß im Frühjahr:

„Ihr aber wollt verschlungen sein! Dasteht ihr und kapitulirt
Lang erst mit jeder Scholle noch, ob sie — von Neuem nicht gefriert!
Umsonst, ihr Herrn! Kein Halten mehr! Ihr sprecht den Lenz zum Winter nicht,
Und hat das Eis einmal gekracht, so glaubt mir, daß es bald auch bricht!"

Ça ira: Eispalast.

So gewiß war ihm das große Ereigniß der Revolution, daß er wie ein Prophet ihre Schlachten verkündet und gleichsam das

Volk, die Proletarier, schon zu dem Kampf organisirt, sie in Gedanken sich rüsten und aufrufen läßt. In „Wie man's macht" ließ er die Menge das Landwehrzeughaus stürmen, die dagegen anrückende Truppenmacht zu den Revolutionären übergehen:

„Und wie ein Sturm zur Hauptstadt geht's! Anschwillt ihr Zug lawinengleich!
Um stürzt der Thron, die Krone fällt, in seinen Angeln ächzt das Reich!
Aus Brand und Blut erhebt das Volk sieghaft sein lang zertreten Haupt: —
Wehen hat jegliche Geburt! — So wird es kommen, eh' ihr glaubt!

Ça ira.

Die Buchdrucker machte er in gleicher Art mobil; sie gossen ihre Lettern zu Kugeln um:

„Nur als Kugel mag die Type dieser Tage sich befrei'n!
Wohl soll der Gedanke siegen — nicht des Stoffes rohe Kraft!
Doch man band ihn, man zertrat ihn, doch man warf ihn schnöd in Haft!
Sei es denn! In die Muskete mit dem Ladstock laßt euch rammen!
Auch in solchem Winkelhaken steht als Kämpfer treu beisammen!
Auch aus ihm bis in die Hofburg fliegt und schwingt euch, trotz'ge Schriften!
Jauchzt ein rauhes Lied der Freiheit, jauchzt und pfeift es hoch in Lüften!
Schlagt die Knechte, schlagt die Söldner, schlagt den allerhöchsten Thoren,
Der sich diese freie Presse selber auf den Hals beschworen!"

Ça ira: Freie Presse.

Es waren nur die letzten Folgerungen dieses revolutionären Gedankens, daß die gewaltsame Umwälzung aller bedrückenden Verhältnisse nicht nur politischer, sondern sozialer Art sein müsse. Freiligrath war kein Politiker, er war nur der Idealist, der den Odem einer neuen Zeit in sich aufgenommen und ihn in mächtigen Rythmen aushauchte. Seine sensitive Natur besaß die große Empfänglichkeit für den arbeitenden, wühlenden, nach Durchbruch ringenden Geist der Zeit, und wie derselbe aus Schuld der niederhaltenden Polizeiherrschaft durch und durch politisch revolutionär geworden war, so auch sozialistisch. Die Lehren Proudhon's und Louis Blanc's erfüllten die Geister, die sozialistischen Romane Eugen Sue's bildeten das aufregende Labsal nicht nur der französischen, sondern geradezu der europäischen Lesewelt. Nichts war also natürlicher, daß auch aus Freiligrath dieser Geist in Flammenzungen sprach und das gesellschaftliche Elend in der Menschheit ihn nicht minder erbitterte, als das besondere politische des Vaterlandes. Aus fast

allen Gedichten aus dieser Zeit erdröhnt in immer drohenderen Accorden der Schrei über die soziale Noth und die verkümmerten Menschenrechte der Armen, der Arbeiter. Ergreifend in dieser Hinsicht ist namentlich das im Februar 1846 in Zürich gedichtete „Requiescat“ mit den einleitenden Versen:

„Jedem Ehre, jedem Preis!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder nassen Stirn
Hinter'm Pfluge! — doch auch dessen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt, sei nicht vergessen!“

Neuere politische und soziale Gedichte.

Einzelne dieser Gedichte fanden ihre Verbreitung durch die schweizer und auch deutsche Presse, zusammen erschienen sie dann als einzelnes Heftchen 1846 unter dem jacobinischen Wort aus der französischen Revolution: Ça ira, in einem schweizer Verlag. Die Möglichkeit war da, daß deßwegen Reclamationen von der preußischen Behörde erfolgten, die ihm auch den Aufenthalt in der Schweiz schwierig machen konnten; dies und dann die Sorge um einen festeren Grund seiner Existenz bestimmten ihn, sich nun nach einem neuen Zufluchtsort umzuschauen:

„Mir ist, als müßt ich auch von hier
Den Stab noch in die Weite setzen;
Als würden auch aus Tell's Revier
Die Launen dieses Spiels mich hetzen.“

Ça ira: Der Springer.

Es bangte ihm nicht und er war entschlossen, sein Schachspiel als Springer der Freiheit gegen den König nicht aufzugeben:

„Von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt,
Von Land zu Land — mich schiert es wenig!
Kein Zug des Schicksals setzt mich matt:
Matt werden kann ja nur der König!“

Wohl waren schon damals ihm Einladungen nach Nordamerika, „nach des Ohio lust'gen Wiesen“, gemacht worden; ein Verehrer daselbst hatte ihm sogar ein Farmerhäuschen zum Geschenk angeboten. Aber noch befreundete er sich mit solchem Gedanken nicht.

Zu sehr liebte er sein Vaterland, um sich durch eine Uebersiedlung nach Nordamerika in so weite Fernen davon zu rücken; zu erfüllt war er auch noch von dem Glauben einer nahen Revolution, für welche er mit seinen Kriegsgesängen weiter zu werben sich verpflichtet fühlte. So entschied er sich denn für England, „das kein flüchtig Haupt von seiner Schwelle noch gewiesen“, und mit Frau und seiner in Rapperschwyl geborenen Tochter Käthchen schiffte er sich im Sommer 1846 dahin ein, um wieder Kaufmann zu werden, sich selbst ermuthigend für die Zeit neuer Arbeit:

„Auch ein Mann, der Steine bricht;
Auch ein Mann in Eisenhütten!
Lasse nur den Alltag nicht
Deine Dichtung dir verschütten!
Sei, der zwiefach reisig steht
Auf der frisch erkämpften Grenze:
Tagelöhner und Poet.“

Neuere politische und soziale Gedichte: Nach England.

In London hatte er aus früherem Verkehr und durch seine Uebersetzungen englischer Dichter Freunde genug, die lebhaften Antheil für sein Geschick zeigten. So gelang es ihm denn bald, im Hause von Huth u. Comp. eine Stellung zu finden, die ihm 200 Pfund Sterling jährlich eintrug, wofür er allerdings den ganzen Tag über „in der Prosa Stall“ eingepfercht war. Wie die Nachricht davon in den liberalen Kreisen Deutschlands berührte und sogar schon die Idee zu der erst zwanzig Jahre später erfolgten Nationalbelohnung für ihn aufrief, dafür seien hier die Worte aus Held's „Volksvertreter“ vom September 1846, der in Berlin erschien, angeführt: „Möchte nur die schmerzliche Erinnerung an sein Vaterland nicht den Flügelschlag seines Geistes lähmen! Doch wir hoffen, daß er, ein kühner Aar, in Albions freier Luft sich zu neuem hehren Fluge erheben werde. Aber können wir, wenn sein Gesang über das deutsche Meer zu uns herübertönt, ihn ohne Beschämung hören? Denn hätten wir ihm nicht vor Allen seine Zukunft sichern sollen, nachdem er auf die Pension, die seines Monarchen Großmuth ihm gewährte, Verzicht geleistet hatte?“

8.

Die Revolution.

Freiligrath nahm damals seine Wohnung in Clapton, einer Vorstadt Londons, von wo er sich morgens nach seinem Comptoir in der City begab, um tagüber daselbst, oft bis zum späten Abend, die Correspondenz des Hauses Huth u. Co. zu führen. Seine Gattin suchte ihrerseits durch Unterrichtgeben und Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Englische etwas zu den Haushaltungskosten beizutragen.

Währenddeß wuchs in Deutschland die Wirkung seiner revolutionären Gedichte und zeugte von der ungeheuren Macht, die ein Dichter über ein Volk auszuüben vermag, dessen Geist er im innersten Wesen erfaßt und wie in schlagenden, zündenden Sentenzen ausgesprochen hatte. Zwanzig Jahre, nachdem er im „Moosthee" sich selbst diese Zukunft eines einflußreichen Volksdichters vorhergesagt, deß „Kerzen wilder Lieder" —

„ . . . . sprühn und wallen
Sollt ihr, und in fernen Herzen
Siedend, zischend niederfallen!"

hatte es sich in der höchsten Bedeutung des Sinnes erfüllt. Seine Lieder hallten in ganz Deutschland wieder und überall, wo Deutsche in allen Welttheilen wohnten; sie waren die Gebete der Arbeiter, die Hoffnungssprüche der Jugend, das Entzücken aller patriotischen Freiheitsfreunde, aber auch das Entsetzen aller derer, welche die verkündeten, und in der sich steigernden Schwüle ihr Nahen verrathenden, Wetter der Revolution aus Gründen der Selbstsucht und des Unverstands zu fürchten hatten. „Freiligrath!" das war die Parole des deutschen Volks geworden, welches auf den Kampf

für seine Rechte im Geist sich vorbereitete; wenn der gefeierte Dichter nur als Bannerträger einer Partei angesehen wurde, so war dies lediglich dem natürlichen Umstand zuzuschreiben, daß als der Vortrab einer großen politischen Bewegung immer eine äußerste Partei erscheinen wird.

Er selbst, dessen Innerstes in diese gewaltigen Schwingungen einer dröhnenden Sturmglocke gerathen war, tönte in Wahrheit nicht die sich im Leben der Wirklichkeit wieder verwischenden Tendenzen einer Partei aus, sondern die Ideen einer neuen Zeit, eines Glaubens an das Vaterland für Alle in der Freiheit, an das Menschenglück in dem aufzurichtenden Recht der Völker. Es war ein hoher, beseeligender Idealismus für die Zwecke des menschlichen Daseins auf Erden, in dessen Begeisterung er nothwendig sowohl Republikaner wie auch Sozialist werden mußte, ohne daß es von ihm zu bedenken war, wie aller Idealismus zunächst nur die Stoßkraft zur Fortbewegung der Geister erzeugt. In den Niederschlägen der Verwirklichung, früher oder später, krystallisirt er sich aber in Gebilden nach eigenen natürlichen Gesetzen. So weht der Sturm in hohen Regionen, um die Lüfte eines Weltballs zu reinigen und in Ausgleich zu bringen, und unten bildet sich dadurch Rauhfrost und feste Eisdecke nach ihren bestimmten Bedingungen, oder es kommt das Meer in den Aufruhr, der doch immer nur im Gesetz der Wellenschläge sich abspielt. Für den Dichter war es das Gebot seiner eigensten Natur, wenn er mit aller Leidenschaftlichkeit dem Idealismus seiner Zeit Ausdruck lieh, und es war nicht seine Sache, zu erwägen, was davon, wie und wann es sich verwirklichen könne und werde.

Das Elend war unter den Menschen; es entsprang vielfach der Rechtlosigkeit ganzer Klassen, den Mißständen der staatlichen Einrichtung, dem Egoismus der Herrschenden; es war ein Fluch für Millionen und sie hatten ihn nicht verdient deßhalb, weil sie geboren waren, die doch von Naturrechts wegen jedem Glücklicheren gleich waren. Wenn nicht der Dichter, wer sollte dies Elend beklagen, wer in den Seelen dieser Unglücklichen lesen, wer die Schuld daran verdammen? Es war auch ein Evangelium, welches da von begnadetem Dichtermund gelehrt wurde und unbekümmert

darum, wie die Reinheit seines Inhalts sich in den Wirkungen auf die Menschen sichtbar wiederspiegele, ob es bekämpft und begeifert werde, was dem christlichen nicht minder widerfuhr. Wenn Freiligrath während seines damaligen ersten Aufenthalts in London seine Stimme für das Elend des Proletariats (Das Lied vom Hemde) erhob, für die damals in tausend Schriften geschilderte Noth und Rechtlosigkeit des irischen Volks (Irland) und für die sozialen Gebrechen überhaupt, wie in anderen, theils englischen Dichtern nachgesungenen Liedern, so war es nicht allein in Folge der ergreifenden Erfahrungen, die er gerade in England darüber machen konnte, sondern vor Allem aus Anregungen der höchsten Sittlichkeit. Ebenso, wenn aus seinen nachfolgenden politischen Gedichten immer zorniger der Haß, immer begeisterter die Hoffnung auf Freiheit und die Liebe zum Volke herausklang, und er nun als unbedingter Republikaner in dem monarchischen Princip die Wurzel aller verdammenswerthen Zustände angriff, als ein Humanist das allgemeine Völkerglück erträumte. Nicht bloße Tendenzpoesie war es; dagegen hat nichts unverwerflicher gezeugt, als der Reiz, den diese Gedichte auch noch lange nach der Zeit der revolutionären Erregungen geübt, den sie auch heut noch und den sie dauernd auf diejenigen äußern werden, denen Humanität und Freiheit als ewige Ziele für die Menschheit gelten. Die Wahrheit und die Schönheit dieser Lieder hat sie aus der raschen Vergänglichkeit bloßer Parteiauslassungen zu bleibender Bedeutung erhoben.

Mit seinem Ideal im Herzen mußte Freiligrath sich in der Wirklichkeit seines londoner Geschäftslebens, die so unversöhnlichen Gegensatz dazu bildete, immer bedrückter fühlen. Er zeigte sich jetzt bereit, der alten Welt den Rücken zu kehren und in Amerika sein neues Heim zu gründen. Der berühmte amerikanische Dichter Longfellow, mit dem er während seines Aufenthalts am Rhein innig befreundet worden, hatte durch seine Briefe an ihn wesentlich dazu beigetragen, diesen Entschluß zur Reife zu bringen. Von Deutschland glaubte er nichts mehr erwarten zu dürfen; er war empört über die dortigen Zeitungen, die ihm zu Gesicht kamen, weil sie eine so mattherzige Sprache führten, und klagte enttäuscht

über die „hündische, thatenarme, höchstens maulfechtende Generation."*)

Mitten in dieser Stimmung brach nun die Februarrevolution aus und veränderte auf einen Schlag Freiligrath's Auffassung der Dinge in seiner nächsten Nähe. Ein hoher Jubel überkam sein Herz, in herrlichsten Hoffnungen schwelgte seine Phantasie, und er begrüßte mit schmetternden Drommeten den endlich gekommenen, längst erwarteten Aufgang der neuen Sonne. Auf seinem Comptoir in der City war ihm die inhaltsschwere Nachricht aus Paris zugekommen; dort, trotz aller Correspondenzen, gab er den Eindruck derselben in stolzer Siegeshymne wieder. Als er am 25. Februar wie gewöhnlich sein Mittagsessen in einem Speisehaus der City in Gemeinschaft mit ein paar Freunden hielt, las er ihnen dies Lawinen-Lied vor:

„Im Hochland fiel der erste Schuß —
Im Hochland wider die Pfaffen!
Da kam, die fallen wird und muß,
Ja, die Lawine kam in Schuß —
Drei Länder in den Waffen!
Schon kann die Schweiz vom Siege ruhn:
Das Urgebirg und die Nagelfluhn
Zittern vor Lust bis zum Kerne."

„Die Thräne springt ins Auge mir,
In meinem Herzen singt's: Mourir,
Mourir pour la patrie!
Glück auf, das ist ein glorreich Jahr,
Das ist ein stolzer Februar —
Allons enfans — Mourir, mourir,
Mourir pour la patrie!"

Neuere politische und soziale Gedichte.

Er schickte sogleich eine Abschrift davon an Karl Heinzen in Newyork für dessen dort erscheinende „Schnellpost" und schrieb ihm dazu u. A.: „Ich kann dir nicht sagen, wie uns zu Muthe ist — so wild, so froh, so glücklich!" Die begeisterten Freunde ihrerseits übernahmen es, schleunigst angefertigte Abdrücke auch an die freisinnigen deutschen Zeitungen einzusenden.

---

*) Briefe an Karl Heinzen in dessen „Pionier", 1876, 29. März (Boston).

Die Errichtung der Republik in Frankreich steigerte Freiligrath's Enthusiasmus. Nun sah er seine Fahnen fliegen, nun zwei Lager nur noch auf Erden, die der Freien und der Sclaven.

„Sonst aber — hoch die Republik! —
Kein Kriegen mehr und Spalten!
Nur fester Bund zu Lieb und Glück!
Nur Bruderschaft — die Republik! —
Und menschlich schön Entfalten!
Die Republik, die Republik!
Vive la République!“

Weiter verbreitete sich die gewaltige Wirkung der pariser Ereignisses; in Wien, in Berlin krachte es in dem alten Bau, überall in Deutschland, in Italien, in Ungarn begann der lang verhaltene Vulkan seine Feuer zu werfen. Der ersehnte Völkerfrühling war da, die Unfehlbaren zitterten, die Fahnen des Volkes entfalteten sich trotzig und frei, umwogt von nie gekanntem Hochgefühl, im Glanz der neuen Sonne. Auch Schwarz-Roth-Gold, und der Verbannte grüßte mit übervoller Innigkeit diese Farben, die das Symbol deutscher Freiheit bedeuten:

„In Kümmerniß und Dunkelheit,
Da mußten wir sie bergen!
Nun haben wir sie doch befreit,
Befreit aus ihren Särgen!
Ha, wie das blitzt und rauscht und rollt!
Hurrah, du Schwarz, du Roth, du Gold!
Pulver ist schwarz,
Blut ist roth,
Golden flackert die Flamme!“

Noch aber war ihm der Gang der Dinge zu langsam, das Volk in Deutschland zu bedächtig und thatenscheu. Das war ihm

„. . . . . noch lang die Freiheit nicht,
Sein Recht als Gnade nehmen
Von Buben, die zu Recht und Pflicht
Aus Furcht nur sich bequemen!“

Von Fürstenwort erhoffte er kein Heil und mißtrauisch warnte er vor leichtgläubigem Vertrauen des Volks:

„Die Eine deutsche Republik,
Die mußt du noch erfliegen!
Mußt jeden Strick und Galgenstrick
Dreifarbig noch besiegen.
Das ist der große letzte Strauß —
Flieg aus, du deutsch Panier, flieg aus!
Pulver ist schwarz,
Blut ist roth,
Golden flackert die Flamme!“

Da erfolgte die Revolution und der Barrikadenkampf in Berlin, die Amnestie der politischen Flüchtlinge und Verurtheilten, die Verkündigung der Verfassung, die Betheuerung des Königs: „Preußen geht fortan in Deutschland auf!“

Freiligrath beglückwünschte Berlin über seinen 18. März mit dem „Liede der Amnestirten im Auslande“; er pries seinen Kampf und seine Todten; aber er wollte als rechte Errungenschaft die Republik.

„Daß Deutschland stark und einig sei,
Das ist auch unser Dürsten!
Doch einig wird es nur, wenn frei,
Und frei nur ohne Fürsten!
O, Volk, ein einz'ger Tag verstrich —
Und schon von Vivats heiser?

Daß der König von Preußen gar deutscher Kaiser werden könnte, woran damals die Geister in erster Hoffnungsseligkeit dachten, dies wollte ihm, der einst so stürmisch es gewünscht und gefordert, jetzt nicht mehr zu Sinn. An dem äußersten Punkt, wo er seitdem mit seinen Ideen angekommen, hielt er das Kaiserreich für eine Umkehr der Bewegung; in dem Strom, in welchem er trieb, wollte er nicht annehmen, daß derselbe einmal sich stauen und wieder zurückgehen werde.

Bei den Deutschen in London hatten die Märzereignisse selbstverständlich eine allgemeine Erregung bewirkt. Ihrer Viele hatten ein lebhaftes Verlangen, in die Geschichte, welche nun in Deutschland spielte, thätig mit einzugreifen. Es kam damals die Kunde zu ihnen, daß Herwegh in Frankreich eine deutsche Legion bilde, um mit derselben zur Unterstützung der republikanischen Bestrebungen nach Deutschland einzubrechen. Nun munterte man von jener

Seite auch Freiligrath auf, Aehnliches zu unternehmen und von England aus an der Spitze einer Freischaar ebenfalls als ein Eroberer für die deutsche Republik zu erscheinen. Daraufhin erwiderte er aber mit Besonnenheit:

„Meine Herren, nein; ich bin nicht zum General geboren, mir genügt die Stellung eines Trompeters der Revolution." *)

Aber wohl war auch er bereit, ins Vaterland zurückzukehren und nach seinen Kräften im Dienst der Volkssache sich wirkend zu erweisen:

„Wir treten in die Reiseschuh',
Wir brechen auf schon heute!"

Neuere polit. u. soz Ged: Berlin.

Für ihn war die Revolution noch keineswegs zu Ende; ihm war es gewiß, daß noch neue Kämpfe erfolgen würden, erfolgen mußten, sollte die Freiheit vor den Fangnetzen der alten, eben nur vorsichtig nachgebenden Regierungskunst sicher gestellt werden. Er sah um diesen Preis einen anderen Todtentanz kommen:

„Auf den Hügeln steht er im Morgenroth,
Das gezückte Schwert in der sehn'gen Hand.
Wer ich bin? ich bin der Befreiertod!
Bin der Tod für die Menschheit, das Vaterland!
Nicht der Leisetreter am Krankenpfühl,
Der den Greis und das Kind auf die Bahre legt —
Nein, der eiserne Stürmer im Kampfgewühl,
Der den Mann und den trotzigen Jüngling erschlägt."

Ebenda: Ein Lied vom Tode.

Im Mai 1848 verließ er England und ein zweites Mal das kaufmännische Comptoir, um frei dem Zuge seines enthusiastischen Herzens zu folgen. Neun Jahre zuvor that er es, um als Dichter um seinen Ruhm zu arbeiten; jetzt, um für seine Ideen als Dichter den ganzen Mann einzusetzen. Er ging an den Rhein zurück, von wo er ins Exil gegangen, nach Düsseldorf, wo eins der Hauptquartiere der Demokratie aufgeschlagen war. Als einen der gefeiertsten Streiter für die höchsten Ideale begrüßte man ihn daselbst, als dem geliebtesten Sänger jubelte ihm das Volk entgegen, als einer der Führer des Volkssache nahm er seinen Platz an der Spitze der rheinischen Demokratie. Mit ihr theilte er nun

*) Neue Fr. Presse, Ende März: Aus Zürich.

die Leidenschaft für das Vorwärtstreiben der Geister, die Hoffnungen auf den vollen Sieg, die Befürchtungen vor den Halbheiten des einberufenen deutschen Parlaments. Er feuerte an, er gab seine Signale, er stand auf der Wacht und beobachtete den Feind. Die Reaction faßte Fuß und er warnte vor der Gefahr, die damit erstand.

„Trotz alledem und alledem —
Trotz Wien, Berlin und alledem —
Ein schnöder, scharfer Winterwind
Durchfröstelt uns trotz alledem!
Das ist der Wind der Reaction
Mit Mehlthau, Reif und alledem!“

Und dennoch blieb unerschütterlich in ihm noch immer der Glaube an den Sieg der Ideale:

„Wir sind das Volk, die Menschheit wir,
Sind ewig drum, trotz alledem!
Trotz alledem und alledem!
So kommt denn an, trotz alledem!
Ihr hemmt uns, doch ihr zwingt uns nicht —
Unser die Welt trotz alledem!“

Neuere polit. u. soz. Ged.: Trotz alledem.

Der Ingrimm freilich wuchs bis zur maßlosesten Leidenschaft in ihm, je mehr die Reaction an Kraft gewann und sich schon entschlossen zeigte, mit der gesammelten militärischen Macht ihren Kampf gegen die Revolution zu führen. „Scheitert Alles, so steht uns Amerika noch immer offen,“ schrieb er am 21. Mai in solcher sich einmischender Besorgniß an Heinzen.*) In jenem gewaltigen Oratorium „Die Todten an die Lebenden“, an rythmischer Pracht und Schönheit unvergleichlich, tönte er diese Stimmung aus. Er ließ die auf den Barrikaden von Berlin Gefallenen wieder auferstehen und sie in klagendem Zorn zu den Lebendigen sprechen:

„Die Kugel mitten in der Brust, die Stirne breit gespalten,
So habt ihr uns auf blut'gem Brett hoch in die Luft gehalten!“
„Wir dachten: hoch zwar ist der Preis, doch ächt auch ist die Waare!
Und legten uns im Frieden drum zurecht auf uns'rer Bahre.

---

*) Pionier, 1876, 5. April.

Weh euch, wir haben uns getäuscht! Vier Monden erst vergangen,
Und Alles feig durch euch verscherzt, was trotzig wir errangen!
Was unser Tod euch zugewandt, verlottert und verloren —
O, Alles, Alles hörten wir mit leisen Geisterohren!"

Dies Lied machte eine ungeheure Wirkung und nur, wer selbst Zeuge davon gewesen, wie diese Worte die Herzen erschüttert und die Lippen bewegt, vermag sich eine richtige Vorstellung davon zu machen. Um so mehr erbitterte es aber auch die Reaction. Schon als es Freiligrath seinem Freunde Dr. Köster in Düsseldorf im Manuscript vorgelesen, hatte dieser von der Veröffentlichung desselben abgerathen, um den Dichter nicht ein Opfer neuer Verfolgung werden zu sehen. Doch Freiligrath glaubte nicht daran; er fühlte sich eine Macht in Düsseldorf, die noch der dortigen Reaction zu gefährlich erscheinen mußte, um einen directen Angriff darauf zu wagen; und wenn er dies auch nicht glaubte, so war er nicht der Mann, der aus Furcht vor den Gegnern eine That unterließ, die ihm sein Gewissen abgezwungen.

Gleichwohl entschloß sich die Regierung, einen Schlag nach dem ihr furchtbaren Dichter zu führen. Am 29. August bekam er eine Ladung auf's Gericht zu einer Vernehmung und als er sich guten Muths eingefunden, hielt man ihn als Gefangenen, des Hochverraths angeklagt, dort zurück. Außerordentlich war das Aufsehen, welches diese Maßregel erregte; in Düsseldorf zumal hatte man Mühe, zu glauben, daß es dem Gericht Ernst sein könnte, Freiligrath den Prozeß zu machen, daß er im Gefängniß zurückbehalten werden würde. Eine drohende Gährung entstand in den Arbeitermassen; aber besonnener Weise verhinderte man einen Ausbruch derselben, um der Reaction nicht Vorwand zu neuen unheilvollen Gewaltthätigkeiten zu bieten. Dagegen blieb diese Angelegenheit fort und fort für die Bevölkerung von Düsseldorf ein Gegenstand der Aufregung und ließ sie mit höchster Spannung die angesetzte Verhandlung vor dem Schwurgericht erwarten.

Am 3. October 1848 fand dieselbe statt. Die Gattin des Angeklagten, selbst gefaßt darauf, daß er zum Tode könnte verurtheilt werden, hatte sich mit zahlreichen Freunden in den Zuhörerraum begeben. Eine ungeheure, hoch bewegte Menschenmenge drängte

sich vom frühen Morgen an nach dem Gerichtshause zu, und Freiligrath, als er um acht Uhr im Wagen dahin geführt wurde, konnte sehen, wie in Wahrheit ein Volk hinter ihm stand. Blumen und Kränze waren in den Händen von Mädchen und Frauen, die an den offenen Fenstern warteten, als gelte es, einen Triumphempfang demjenigen zu bereiten, der eben wegen seines Todtenliedes sich vor der Jury zu vertheidigen hatte. In Hurrahgeschrei, das von außen erwiedert wurde, brachen die Zuhörer im Gerichtssaal aus, als in der Anklageschrift auch das verbrecherische Gedicht verlesen wurde, so daß der Präsident drohte, den Saal räumen zu lassen. Mit all' dieser offen zur Schau getragenen Zuversicht auf eine Freisprechung, so schien es, suchte man diese den Geschworenen gleichsam abzuzwingen. Um Mittag rückten dann draußen auch noch die Arbeiter massenhaft und in drohender Haltung auf. Es war wie vor dem Beginn einer Schlacht; in steigender, ernster stimmender Spannung war man des Signals gewärtig zum Siegesjubel — nicht anders wollte man denken. Und als dann um ein Uhr aus dem Fenster des Gerichtshauses ein weißes Tuch hinauswehte in den Sonnenschein dieses Tages und das Wort: Frei! von daher zugleich erschallte, da brauste es in tausendfachem Echo als Jubelruf weithin durch die Straßen der Stadt und eine Rührung vor Freude bemächtigte sich der zahllosen, harrenden Menschenmenge, die diesem Moment die höchste Weihe verlieh.*)

Das Haupt hoch, wie ein Sieger, die Augen blitzend vor Glück und feucht vor innerster Bewegung, kam der Freigesprochene aus dem Portal, begrüßt von stürmischen, nicht enden wollenden Hochrufen. Kränze flogen auf ihn nieder, mit Blumen bestreuten die festlich gekleideten Mädchen seinen Weg; drei Musikkorps, die freiwillig sich aufgestellt hatten, empfingen ihn mit rauschenden Weisen; ein Tücherschwenken aus allen Fenstern, ein jauchzendes Zurufen, Thränen der Freude in Aller Augen. Man wollte Freiligrath auf Armen durch die Stadt tragen und nur seinen Bitten gelang es, das Volk endlich davon abzuhalten. Aber dennoch zog er wie ein Triumphator nach seiner Wohnung und

*) Deutsche Ztg. 1876, Nr. 1531: Mittheil. von B. Lucas.

erst, als er dort war, verlief sich die Menge, die ihm bis dahin mit ihren Huldigungen das Geleit gegeben hatte. Am Abend aber zog sie noch einmal vor sein Haus in einem glänzenden Fackelzuge, in allen Händen das gedruckte Lied der „Todten an die Lebenden“, und im blutrothen Feuerschein jener Lohen trat der Dichter ans Fenster und dankte mit übervollem Herzen durch ein Gelöbniß der Treue für die Sache des Volks.

Unmittelbar darnach luden ihn die Besitzer der neu entstandenen „Rheinischen Zeitung“ in Köln ein, Mitglied ihrer Redaction zu werden. Es war deßhalb, daß Freiligrath Ende October nach der alten Hauptstadt am Rhein reiste. Wie hoch er in der Verehrung auch des Proletariats stand, davon erhielt er gleich nach seiner Ankunft daselbst einen rührenden Beweis. Er hatte einen Gepäckträger gerufen und ihn beauftragt, seinen Koffer nach dem Gasthof zu tragen, wofür er im Voraus die Bezahlung leisten wollte. Da las der Arbeiter auf dem Koffer den Namen Ferdinand Freiligrath; er stutzte, zog dann die Mütze ab und sagte stotternd: „Um Vergebung Herr, sind Sie der Freiligrath, der das Gedicht „Die Todten an die Lebenden“ gemacht hat?“

Als Freiligrath darauf lächelnd nickte, schob der Dienstmann die Hand zurück, die ihn eben bezahlen wollte und sagte: „Die Ehr' vergeß ich mein Lebtag nicht, Herr Freiligrath!“ Damit ging er stolz mit dem Koffer von dannen.

Und wie immer tief bewegt von solchen Kundgebungen der Verehrung, äußerte Freiligrath auch später noch über diese Anerkennung eines Mannes aus dem Volke, daß sie zu seinen schönsten Erinnerungen gehöre.*)

In Köln arbeitete er nun mit Marx, Engels, Dronke und Wolff an der Neuen Rheinischen Zeitung, die zu den muthigsten und einflußreichsten Wortführern der rheinischen sozialistischen Demokratie gehörte. Aber auch seine wildlockige, revolutionäre Muse ließ sich bei solchen Anlässen wieder vernehmen, die tief in die Empfindungen des Volkes griffen und wie Marksteine des Niedergangs der Revolution erschienen. In Wien war die Erhebung des Volks in

*) Deutsche Ztg. a. a. O.

blutigen Kämpfen niedergeschlagen worden. Da rief er Deutschland in Vorahnung der nächsten Ereignisse abermals mit kriegerischen Posaunenstößen aus dem Winterschlaf auf:

„Ja, Deutschland, ein Erheben! ja, Deutschland, eine That!“
„Allwärts, um Wien zu retten, stehst du an deinem Platz!
Räum' auf im eig'nen Hause! Räum' auf und halte Stich —
Den Jellachich zu jagen, wirf deinen Jellachich!
Ein dreister Schlag im Norden ist auch im Süd ein Schlag;
Mach' fallen unser Olmütz, und Olmütz rasselt nach! Wien, a. a. O.

Robert Blum wurde in Wien erschossen und Freiligrath dichtete darauf diesem blutigen Opfer der Reaction ein schmerz- und zorndurchbebtes Requiem. Eine letzte Hoffnung der überall geschlagenen, überall entwaffneten Revolution war noch Ungarn in seinem Kampf gegen Oesterreich . . . .

„Ein Volk noch in der Welt,
Das trotzig mit der festen
Stahlhand am Aufruhr hält!
Im fernen, wüsten Osten,
Der Freiheit Außenposten,
Die schlagen jetzt die Schlacht,
Die heiß zurück sich wälzend,
Jedwede Fessel schmelzend,
Auch euch zu Freien macht.“ Ungarn.

So hoffte Freiligrath noch; er sah die Niederlage nur als eine verlorene Schlacht an, nicht als einen verlorenen Feldzug. Eine neue Erhebung des Volks erschien ihm als sicher bevorstehend und er suchte mit äußerster Leidenschaftlichkeit bei der Revolutionsfeier auf dem Gürzenich in Köln am 19. März 1849 durch sein Gedicht „Reveille“ die Hoffnungen darauf zu beleben, noch einmal zu werben für die zu erwartenden Kämpfe um die Freiheit.

Aber einen andern Weg ging die Geschichte, um zu ihren Zielen zu gelangen. Durch neue Nacht führte sie ihren Geist wie einen unterirdischen Strom zu dem Punkt, wo er geklärt und geläutert sich fähig erwies, die Mühlräder der Zeit in eine Bewegung zu setzen, die langsamer und sicherer ihre Erfolge bewirkte. Die Revolution war ein Sturm gewesen, der den Samen der neuen Zeit mit sich geführt und überall verstreut hatte; unter der

Reaction, die dann folgte, hatte der Samen Ruhe, um in Wurzel und Keim zu schießen und zu Pflanzen zu erstarken, denen bei neuem Sonnenstrahl die Blüthen gewiß waren. Vorläufig aber war es Nacht und der Sieger verfolgte den Besiegten. Dieser Verfolgung fiel im Mai 1849 denn auch die „Neue Rheinische Zeitung“ zum Opfer. Sie wurde durch einfaches Dekret für verboten erklärt. Dennoch erschien sie darnach noch einmal am 9. Mai und an der Stirn mit dem herausfordernd in rother Schrift gedruckten, trotzigen „Abschiedswort“ Freiligrath's:

„Aus dem Dunkel flog der tödtende Schaft,
Aus dem Hinterhalt fielen die Streiche —
Und so lieg ich nun da in meiner Kraft,
Eine stolze Rebellenleiche!
Auf der Lippe den Trotz und den zuckenden Hohn,
In der Hand den blitzenden Degen,
Noch im Sterben rufend: Die Rebellion! —
So bin ich mit Ehren erlegen.“

Dieses Gedicht war wie ein Armeebefehl, durch den der revolutionäre Heerbann aufgelöst wurde. In der demonstrativen Art, wie es erschien, nicht minder machte es eine gewaltige Wirkung, und diese Nummer der Zeitung, obwohl überall auf sie gefahndet, wurde tausendfältig im Geheimen erworben und als eine der publizistischen Denkwürdigkeiten jener Tage aufbewahrt.

Freiligrath selbst wollte sich zunächst in Holland niederlassen, wurde aber schon an der Grenze mit seinem Paß zurückgewiesen und begab sich nunmehr in der Verkleidung eines Heizers auf einem Rhein-Dampfschiff wieder nach Düsseldorf zurück, wo er in der Vorstadt Bilk eine ländliche Wohnung bezog. Er besorgte hier die Ausgabe seines ersten Heftes der „Neueren politischen und sozialen Gedichte“, die in den für ihn so bedeutungsvollen Jahren 1845 bis 1848 entstanden waren, und fing auch die Nachklänge in seinem Innern auf, in denen die Sturmmärsche dieser Poesie verhallen sollten. Nach englischen Originalen verfaßte er die sozialen Gedichte von der „Armenhaus-Uhr“, vom „Landproletarier“, vom „Armenhaus“; nach dem französischen Volkssänger Pierre Dupont dichtete er das ergreifende Lied um's Brod, welches in den französischen sozialistischen Kreisen und bei den Arbeitern

wie ein Glaubensbekenntniß verehrt wurde und ich entsinne mich selbst noch, welche erschütternde Wirkung es hervorbrachte, wenn es in den Versammlungen der französischen Flüchtlinge in London von einem derselben gesungen wurde und der Chor dann mit dem Aufschrei wie Gebet einfiel:

„Car c'est le cri de la nature;
Il faut du pain, du pain, du pain!"

Auch jene Vision „Am Birkenbaum", mit einer Erinnerung des Dichters an eine Stätte seiner westfälischen Heimath vermischt, ist ein solcher Nachhall. Er sah eine furchtbare Schlacht, eine wilde Jagd, Einen stürzen und unter Laffeten und Pulverkarren geschleift verenden. „Was Bahre, was Sarg!" — „So stirbt in Europa der letzte Monarch!"

Verhehlen konnte sich Freiligrath nicht, daß er nach dem Aeußersten, was er in der revolutionären Poesie als „Trompeter" der sturmvollen Zeit geleistet, nun, da Alles in Trümmern und Kirchhofsruhe ringsum lag, nichts mehr in dieser Art zu sagen vermochte. Von selbst kam Schweigen über ihn, nachdem er das Tiefste in seiner Brust so mächtig ausgetönt; es war wohl genug, um noch der kommenden Zeit zur Richtschnur und zur Hoffnung zu dienen. Im Anblick seiner vermehrten Familie machte auch die Sorge um die Existenz wieder ihr unerbittliches Recht geltend. Der Boden der Heimath, auf dem er die Schlacht mit durchkämpft, brannte ihm zudem unter den Füßen, und bei der zur Herrschaft gekommenen Willkür des Polizeiregiments konnte er besonders bei Fortsetzung seiner literarischen Thätigkeit nur auf neue Verfolgungen und Behinderungen sich gefaßt machen. Da richtete er denn seinen Blick wieder nach der Fremde und über England hinaus selbst noch einmal nach Amerika. In dieser Stimmung, halb wehmuthvoll, halb zuversichtlich, machte er das rührende „Weihnachtslied für seine Kinder", 1850:

„Ade, Ade! das alte Weh!
Wer weiß, an was für Wellen
Wir über's Jahr, Rauhfrost im Haar,
Die Weihnachtstanne fällen!

Vielleicht auf's neu umfängt sie treu
Alt-Englands werther Boden —
Doch sich'rer ist, sie steht zur Frist
Am Hudson in den Loden."

„Drum muß es sein, und stößt der Rhein
Euch aus, ihr Vagabunden:
Der neue Herd, der feste Herd,
Er wird euch doch gefunden!
Dran wurzelt ihr, und lacht, das hier
Uns hudelt, des Gelichters: —
Die Heimath blos macht heimathlos
Die Kinder ihres Dichters."

Neuere politische und soziale Gedichte.

Die Regierung in Düsseldorf hatte in der That nichts Gutes mit demjenigen vor, an dem sie für die revolutionären Lieder Rache zu nehmen schon längst geneigt war. Um seine angeordnete Ausweisung von dort rechtlos zu machen, hatte sich Freiligrath sogar einen Heimathschein vom Ministerium in Berlin verschaffen müssen; aber vorsorglich hatte er sich auch zugleich einen Paß für England besorgt. Er war überzeugt, daß die Ausgabe des neuen, zweiten Heftes seiner politischen Gedichte, die er eben in Druck gegeben, ein willkommener Anlaß für die Regierung sein werde, ihm einen neuen Prozeß zu machen, und diesmal wohl mit für sie besserem Erfolg bei den Gerichten ohne Geschworene. Die Zeichen der Gefahr wurden erkennbarer. Kaum daß er noch durch den Maler Hasenclever sein Porträt hatte vollenden lassen, als er — im Mai 1851 — wie auf einen Ausflug am Rhein still und allein aus Düsseldorf sich entfernte. Er hatte den Abend lustig mit seinen Freunden, die nichts von seinem Vorhaben wußten, zugebracht und bat sie dann, ihn nach dem Dampfschiff zu begleiten, um ihnen Lebewohl, vielleicht auf immer, zu sagen. Einige Tage später war er in London, um sich umzuschauen, ob er durch eine neue kaufmännische Stellung sich und seiner Familie dort wieder eine zweite Heimath gründen könne. Nur zu berechtigt war das Mißtrauen gewesen, weßwegen er sein Vaterland verlassen; denn kaum war sein Gedichtheft erschienen, als auch schon der Steckbrief hinter dessen Verfasser folgte, auf den die Polizei ver-

geblich inzwischen gefahndet. Nicht genug damit, erschien 1852 noch ein zweiter Steckbrief, in dem er als communistischer Verschwörer bezeichnet und verfolgt und als solcher später auch in dem großen kölner Prozeß mit einbegriffen wurde, ohne jedoch in contumaciam ein Urtheil zu finden. Man ließ vielmehr die Anklagen gegen ihn in der Schwebe, um ihm auf diese Weise die Rückkehr unmöglich zu machen.

So war denn das Exil fortan sein Loos, da auf eine Aenderung der politischen Verhältnisse in Deutschland auf lange nicht gerechnet werden konnte. In London bleiben und wieder als Kaufmann arbeiten, dies wurde nun sein Entschluß. Aber auch den Dichter wollte er nicht darüber untergehen lassen, wie er vordem sich gelobt, als er das erste Mal nach England geflüchtet; auch die Ideale wollte er keineswegs aufgeben, um die er gekämpft. Glaubensstark, daß sie ewige Wahrheit seien und ihre Verwirklichung einmal doch erfolgen werde, war noch — wie ein letzter Abschiedsgruß an Deutschland — in diesem Geiste sein Gedicht „Die Revolution“ auf britischem Boden entstanden:

„Und ob ihr in's Exil sie jagt, von Lande sie zu Lande hetzt;
Und ob sie fremde Herde sucht, und stumm sich in die Asche setzt;
Und ob sie wunde Sohlen taucht in ferner Wasserströme Lauf —
Doch ihre Harfe nimmermehr an Babels Weiden hängt sie auf!
O nein — sie stellt sich vor euch hin; sie schlägt sie trotzig euch zum Trotz!
Sie spottet lachend des Exils, wie sie gespottet des Schaffots!“

„Ihr Blöden, wohn' ich denn nicht auch, wo eure Macht ein Ende hat:
Bleibt mir nicht hinter jeder Stirn, in jedem Herzen eine Statt?
In jedem Haupt, das trotzig denkt? das hoch und ungebeugt sich trägt?
Ist mein Asyl nicht jede Brust, die menschlich fühlt und menschlich schlägt?
Nicht jede Werkstatt, drin es pocht? nicht jede Hütte, drin es ächzt —
Bin ich der Menschheit Odem nicht, die rastlos nach Befreiung lechzt?“

9.

Im Exil.

Wie jenes erwähnte Oelgemälde von Hasenclever Freiligrath in der Vollkraft seines Lebens mit vierzig Jahren darstellt, war er eine hohe, kräftige, gedrungene Gestalt mit mächtiger Brust und breiten Schultern, mit einem stark ausgeprägten Charakterkopf voll dunklen, ihn umflatternden Haares, das Antlitz voll energischen Ausdrucks, den ein dunkler Kinn- und Lippenbart hob, die sanft und innig blickenden Augen aber milderten. In Allem ein Kernmann, ein Bild gesetzter Kraft und gesammelter Würde. Bald sollte die Sorge und Arbeit die Gesichtsfarbe bleichen, einen Zug von Schwermuth in's Antlitz zeichnen, das Haar ergrauen lassen, — ein äußerlicher Tribut, an dem sein Herz und Geist keinen Theil hatte.

London war damals, im Jahre 1851, von Flüchtlingen überschwemmt. Die Revolutionen in Polen, in Italien, Frankreich und Deutschland hatten Tausende in ihre Strudel gerissen, die sich dann nach dem gastlichen Boden Englands noch zu retten gewußt, und noch immer dauerte der Zuzug neuer Verschlagener dahin an. Die meisten waren darauf verwiesen, sich durch Arbeit ernähren zu müssen, und eine Menge von Intelligenzen und Leuten von Bildung unter ihnen suchte nach passenden Stellungen in der Riesenstadt. Natürlich war Alles, was sich in dieser Art bot, bald besetzt, und wo eine neue Gelegenheit sich zeigte, warben sogleich ihrer Viele und mit den besten Empfehlungen um die Berücksichtigung.

Unter solchen Verhältnissen wurde es auch Freiligrath trotz seiner londoner Freunde und trotzdem er schon durch die frühere Stellung ein erfahrener englischer Geschäftsmann geworden, nicht leicht, eine geeignete kaufmännische Stellung zu finden. Noch mehr

als wie er es schon 1846 er ... ein Herz aus-
sches Flüchtlingsthum dazu i ... ihre wohl-
jüdischen Kaufmann ein Po ... würdige
Tagwerk vollständig wieder ... herer,
lich durch seine 1857 erfolgte ... ten
Bank-Kommandite in Londo
Berufs und sorgenfreierer Ex

Aber er trug ein stolze
Arbeit sein Leben erkämpfen zu
auf sein politisches Martyrium, noch
war ihm eigen, und als er einmal in London
Andersen begegnete, der auf die ihm hier gezollten
und gesellschaftlichen Verherrlichungen sich sehr viel einbildete, konnte er sich nicht eines bitteren Spotts darüber enthalten, wie er, anders denn dieser gefeierte Löwe, als deutscher Dichter unbeachtet durch das rastlose Treiben der City seinen ewig gleichmäßigen Weg gehe:

„Ich bin nur Bär! Bär brumm ich durch die Massen,
Und gleiße nicht mit meinem „Dichterruhme“,
Dem schön zerwetterten, durch Londons Gassen;
Den „Flüchtling“ meinst du, könnt' ich doch als Blume
Der Passion im Knopfloch prangen lassen?
Ich dächte gar! Was bin ich diesem Volke?
Hinschreit' ich ruhig unter meiner Wolke!
Und stähle mich an diesem muth'gen Leben,
In das aufs Neue mich mein Schicksal warf;
Das unerbittlich mich in frisches Streben
Und Thun hineinspornt, hart und rauh und scharf!
Das meine Träume, meine Lieder eben
So wenig kennt, als ihrer gar bedarf;
Das, achtlos meiner „Lorbeern“, an mir rüttelt,
Und mich — entwurzelt? — nein, nur fester schüttelt!“

Neueres und Neuestes: Aus einer poetischen Epistel.

Verließ er Abends sein Bureau in der City, so machte er seine kleine Reise auf der Eisenbahn nach dem entlegenen Stadtviertel von Hackney, wo er eins der kleinen Häuser, wie sie den londoner Cottages eigenthümlich sind, am Sutton-Place Nr. 3 bewohnte. Still und freundlich stand es zwischen Bäumen, ein kleines Gärtchen dahinter, welches er sorgfältig zu pflegen und mit

dem smaragdgrünen Rasen zu schmücken liebte. Im unteren Geschoß waren das Eß- und das Studirzimmer ansehnlichen Bibliothek, welche des Dichters Stolz bildete; oberen Theil befanden sich die Wohngemächer. „Dies kleine Haus," erzählt der Genosse seines Exils, Gottfried Kinkel, „in der ländlichen laubgrünen Vorstadt, mit der geistig großen, klaren Frau, die so eifersüchtig ist auf des Dichters Ruhm und Charakter, mit den schönen und lebhaften Kindern; dies Haus, das so gastfrei deutschen Freunden Sonntags sich öffnet, das freie, lichte, herzliche Gespräch, von jenem Humor gewürzt, der aus dem Herzen stammt, ein Leben im schönsten Sinne bürgerlich, wie alles Echteste in Deutschland bürgerlich ist — es bleiben das unvergeßliche Stunden, als man den langen, schmalen Garten neben dem Dichter auf und abwandelte im Gespräch und Sonnenschein, und dort in der stillen Vorstadt der londoner Nebel und das londoner Getöse so fern, so fern blieb von der friedlichen, hellen Sonntagsinsel." *)

Im Kreise seiner Familie fand Freiligrath seine einzige Erholung nach der täglichen Comptoir-Arbeit. Er liebte seine Kinder mit außerordentlicher Innigkeit. Zwei Töchter wuchsen ihm heran, Käthchen und Louise; drei Söhne tummelten sich im Hause, Wolfgang, Otto und als Jüngster Percy. Wie manches Mal erzählte er ihnen von seiner wilden Zeit und zeigte er ihnen auch die zwei Steckbriefe, um ihnen lächelnd zu Gemüth zu führen, welch' ein gefährlicher Mensch er sei. In der Familie wurde nur deutsch gesprochen, mit der Dienerin englisch. Jeder, der dort als Gast einkehrte, fühlte die Behaglichkeit eines glücklichen, geordneten Hauswesens und die Herzlichkeit, welche die Familienmitglieder unter einander verband, deren Haupt wie ein gütiger, milder Patriarch erschien. **)

Sonntags, wenn alle Geschäfte ruhten, kamen befreundete Familien auf Besuch, Kinkel mit seiner trefflichen Frau Johanna, Marx, Karl Blind, Louis Blanc, der Professor Schaible aus Woolwich, und Andere. Anfänglich war es natürlich, daß noch unter den nachwirkenden politischen Erregungen Freiligrath in

*) Nat.-Ztg. 1876, 151.

**) B. Lucas, Deutsche Ztg. 1876, 1542.

solchem Verkehr mit anderen politischen Flüchtlingen sein Herz ausschüttete; später zeigte auch hierin die beruhigende Zeit ihre wohlthätigen Einflüsse. Aber wie Freiligrath immer der liebenswürdige Wirth allen seinen Besuchern blieb, so auch der treue Freund derer, mit denen er seine Sympathien tauschte. In einer ausgebreiteten Korrespondenz hielt er stets die Fäden fest, welche ihn mit so vielen Freunden und Verehrern in Deutschland, in Amerika und England verbanden, und wo sich eine passende Veranlassung bot, da sandte er gern eins jener sinnigen, humorvollen Gelegenheitsgedichte, von denen nur ein paar aus jener Zeit: „Zwei Hochzeitslieder", von ihm den gesammelten Dichtungen einverleibt wurden. Nach seinem Tode ist noch manches derartige von anderen Seiten veröffentlicht worden, z. B. von B. Lukas in der Deutschen Zeitung und von Franz Dingelstedt in der Neuen freien Presse (April 1876), und Vieles wird in den Familien des Freundeskreises als Reliquie in Ehren gehalten. Aus diesen Gedichten aber spricht oft ein so gesunder, kerniger, gemüthvoller Humor, stets eine solche Herzenstreue und Innigkeit, daß sie zur Würdigung des trefflichen Charakters Freiligraths als Menschen nicht unbeachtet bleiben dürfen. Für die Freundschaft schlug er in der Stille noch immer seine Leier, wenn er sie auch jahrelang nicht mehr für die Oeffentlichkeit rührte. Zog es ihn in jener Zeit der inneren Sammlung nach dem Sturm noch sonst zu den geliebten Bethätigungen seiner poetischen Natur, so waren es vorzugsweise die englischen Dichter, aus deren Werken er seine Auswahl traf, um sie in seiner meisterhaften Art in deutschen Versen wiederzugeben. Durch ihn waren vorher schon, abgesehen von den Uebertragungen Viktor Hugo'scher, Lamartine'scher und vieler anderer französischer Gedichte, die Engländer Burns und Scott, Thomas Moore, Hemans, Tennyson, Coleridge, Hood, mit ihren bis dahin weniger gekannten lyrischen Arbeiten in die deutsche Literatur eingeführt worden. Denen reihten sich darnach noch verschiedene aus der englischen wie auch französischen Dichterwelt an und ebenso der Amerikaner Longfellow, besonders mit seinem großen und schönen „Sang von Hiawatha", den Freiligrath im Jahr 1857 übersetzte. Ein Beherrscher auf den drei großen Sprachgebieten des Deutschen,

Englischen und Französischen — einige Streifereien ins Italienische ungerechnet — wurde er ein einflußreicher Vermittler zwischen englischer, amerikanischer und deutscher Poesie, gehörte allen dreien an und hat in dieser Beziehung denn auch eine ganz eigene, einzige und verdienstvolle Stellung eingenommen.

Nur eins jener, der Freundschaft geweihten Lieder von ihm flog nach langer Zeit wieder nach Deutschland über's Meer. Es war die Klage um den jähen Tod von Kinkel's Frau im November 1858:

„Zur Winterszeit in Engelland,
Versprengte Männer, haben
Wir schweigend in den fremden Sand
Die deutsche Frau begraben."

„Wir senken in die Gruft dich ein,
Wie einen Kampfgenossen:
Du liegst auf diesem fremden Rain,
Wie jäh vor'm Feind erschossen;

Ein Schlachtfeld auch ist das Exil —
Auf dem du bist gefallen,
Im festen Aug' das Eine Ziel,
Das Eine mit uns allen!"

Eine erschütternde tiefe Wirkung brachte es in der deutschen Heimath hervor, sowohl durch den allgemeinen Antheil, den man an dem tragischen Ende der ausgezeichneten Frau des Dichters nahm, der zum Jubel aller Edlen vor Jahren aus dem preußischen Zuchthaus glücklich entführt worden war, als auch durch die Schönheit und Fülle der Empfindung, die dieser Nachruf eines patriotischen Schicksalsgenossen über das Grab der Freundin ausschüttete. Durch alle deutschen Blätter machte dies Gedicht die Runde und es hat Thränen noch lange darnach, wenn man es wieder las, auch denen entlockt, die in keinen persönlichen Beziehungen mit dem Kinkel'schen Hause gestanden hatten. So tief prägte es sich durch seine rythmische Kraft, durch den dumpfen Trommelwirbel edlen Männerschmerzes ein, daß es zu denen gehört, die unwillkürlich manchmal wieder auf die Lippen treten und die zu den bekanntesten auch im Munde des Volks gehören. Es mahnte zugleich die Geister in Deutschland daran, daß von den Besten der Nation

noch so viele draußen im Exil wie ausgestoßene Kinder leben mußten, daß sie für das litten, was einst Alle ersehnt und erhofft und was in neuem Volkserwachen auch jetzt wieder ersehnt und erhofft wurde. In die Stickluft dieser Tage einer wieder abgewirthschafteten Reaction wirkte dies erste Lied Freiligrath's nach langer Zeit des Schweigens — ohne seine Absicht — auch wie ein Schuß; bei diesen innigen, feinen Beziehungen zwischen ihm und der Nation wurde allen seinen Gedichten sogleich nach Erscheinen auch für die Folge noch der Charakter einer geistigen Münze aufgedrückt. Er blieb, was er gewesen, ein Rufer seinem Volk.

Vergessen war er denn unter dem vorhergegangenen Schweigen durchaus nicht gewesen; im Gegentheil hatte sich in stiller Wucherung seine Popularität immer weiter über Deutschland wie über Nordamerika ausgebreitet. In reinem Glanze strahlte sein Stern über zweien Welten. Bei deutschen Patrioten standen seine Gedichte in so hohem Ansehen wie ein Brevier des politischen Glaubens. So widmete sie 1863 ein Vater seinem mündig gewordenen Sohn mit folgenden Strophen, die in der That den Geist ausdrücken, in dem man unter jener Zeit des neuen nationalen Drängens von ihm in Beziehung zu seinem Volke dachte:

„Er nähr' in Dir das heil'ge Feuer,
Das in Dir selbst schon ist entbrannt!
Er mache Dir die Wahrheit theuer,
Begeistre Dich für's Vaterland!
Und mit dem Reichthum Seiner Farben
Erneu're Dir des Lebens Bild,
Wenn jemals Hoffnungen Dir starben
Und es ein fest Entsagen gilt!

Wie Seine Lippe ewig Fehde
Dem Unrecht schwur, dem Schein, dem Trug,
So lerne Deines Mundes Rede
Von Ihm, nicht von der Dichtung Flug!
Denn eitler Worte lautes Dröhnen
Ist immer an uns selbst Verrath,
Durch Thatkraft zählst Du zu den Söhnen
Des Dichterhelden Freiligrath!"*)

*) Dresdener Ztg. 1876, Nr. 82.

Sein Landsmann Julius Rodenberg, der ihn in London besucht und auch eine Schilderung seines Lebens auf dem Bureau wie in der Familie daselbst veröffentlicht hatte, widmete ihm 1861 ein Gedicht mit folgenden Schlußstrophen:

„Verschiedne Wege gingen wir indessen,
Dein Banner ward das meine nicht, — doch dies,
Ich sag es laut: Kann Deutschland Dein vergessen —
Nicht werth wär's, daß Dein Vaterland es hieß!

Ich hoffe nichts, ich fürchte nichts. — Ich lebe
In Deinem Lied, und oft, wenn es mir hier
Zu enge wird, um Mitternacht, entschwebe
Ich mit dem Sturm zum Meere und zu Dir!"*)

Friedrich Kapp seinerseits, der in Nordamerika lebte, erzählt in seinen von Walesrode herausgegebenen „Demokratischen Studien", und auch wiederholt in dem neueren Werke „Aus und über Amerika", folgenden charakteristischen Zug von Freiligrath's Popularität unter den Deutschen daselbst:

„Ich war im Herbst 1858 in einer jungen, von Achtundvierzigern gegründeten Niederlassung im äußersten Nordwesten zugegen, als einige Exemplare der Freiligrath'schen Werke an den Meistbietenden verkauft wurden. Der Auctionator war ein Lehrer aus der Pfalz, der durch die Liebkosungen der dortigen Geistlichkeit nach Amerika getrieben war, also selbstredend nicht anders als radical sein konnte. Das Publikum bestand aus einem Dr. jur. aus Darmstadt, der Fuhrmannsdienste zwischen dem „Settlement" und den benachbarten Forts that, und jetzt mit seinem Joch Ochsen dem Verkauf beiwohnte; einem ehemaligen kurhessischen Justizbeamten, der gehassenpflugt worden war; einem paar ehemaligen hanauer Freischärlern, einem Arzte, der in der ungarischen Armee gedient hatte; einem früheren preußischen Offizier und einem dresdener Schneider, der in Folge der dortigen Revolution nach Amerika gegangen war, und etwa einem halben Dutzend Frauen und Kindern. Ich glaube nicht, daß sämmtliche Bieter zusammen drei Dollars besaßen; allein dieser Mangel trat dem Verkaufe nicht hindernd in den Weg. „Ihr wißt ja Alle", rief der Meister der Schule mit

*) Rodenberg, Deutsches Magazin. II. Jahrgang.

aufrichtigem Pathos, „welchen großen Dichter wir heute verkaufen wollen. Wer von Euch kennt nicht unsern Freiligrath? Sokrates, Christus und Freiligrath sind die größten Männer der Geschichte“. (Der dresdener Schneider ruft begeistert „Bravo!“ während der Doctor aus Darmstadt seine langen Wasserstiefel in die Höhe zieht und „ein verdammter Blödsinn!“ in den Bart brummt.) „Hört einmal das herrliche Gedicht: „Die Revolution“. Der Lehrer trug eine tiefergreifende Stelle mit großem Eindruck daraus vor:

„O nein — sie stellt sich vor euch hin, sie schlägt sie trotzig euch zum Trotz!
Sie spottet lachend des Exils, wie sie gespottet des Schaffots!
Sie singt ein Lied, daß ihr entsetzt von euren Sesseln euch erhebt;
Daß euch das Herz — das feige Herz, das falsche Herz! im Leibe bebt!“

Geld war, wie gesagt, nicht da. Der darmstädter Doctor bot zuerst für die sechs Bände eine Ladung Brennholz und erhielt sie zugeschlagen. Der Ex-Offizier gab je einen seiner selbstgemachten Stühle für einen Band, ein Dritter zahlte in Mehl und ein Vierter in Sägeblöcken, bis endlich trotz aller Armuth der Bietenden etwa sechs vollständige Exemplare abgesetzt waren. „Laß uns wenigstens die Gedichte kaufen“, sagte eine verkümmert und verarbeitet aussehende Frau zu ihrem Manne, „wäre es auch nur, um das schöne Gedicht: „Ehre jeder Stirn voll Schweiß“! Der Blick, mit welchem die Frau ihren Mann ansah, und die Freude, mit welcher sie das gegen zwei irdene Krüge erhandelte Buch einsteckte, hatten etwas ungemein Rührendes und enthielten eine vollständige Passionsgeschichte. Ueberhaupt boten die Art und Weise, wie die Angebote gemacht, die Verhandlungen gepflogen und die Abschlüsse zu Stande gebracht wurden, eine eigenthümliche Mischung von amerikanischer Gegenwart und europäischer Vergangenheit, geistiger Regsamkeit und leiblichem Mangel.“

Eine amerikanische Ausgabe der Freiligrath'schen Gedichte bildet überdies einen Beweis dafür, daß er auch von den eigentlichen Yankee's als ein ihnen geistig verwandter Dichter angesehen wurde.

Die Schillerfeier im Jahre 1859 muß als ein weiteres Zeugniß für sein Ansehen bei seinen Landsleuten erwähnt werden. Für

diesen Zweck erhielt Freiligrath den ehrenden Auftrag, das Festlied der Deutschen in London zu dichten. Die Wirkung desselben bei dem Vortrag durch alle dortigen Gesangvereine im Krystallpalast am 10. November in der Komposition von Ernst Pauer war eine außerordentliche, lediglich durch die poetische Schönheit der Hymne bewirkte. Anknüpfend an Burns und Händel, begrüßte sie Schiller als den „Herold der Schönheit",

„Der uns das Herz für die Freiheit entzündet,
Höhen der Menschheit für uns auch erflog!
Seht, das die Schulter,
Drauf sich die Muse
Flüsternd gelehnt!
Seht, das die Stirn, die so trotzig gegohren,
Seht, das die Brust, die so Kühnes geboren,
Das ist das Auge, das stets sich gesehnt!
Da, seht ihr die Schläfe,
Die hohen, nicht pochen —?
So ist er im Kampf einst
Zusammengebrochen!"

Er aber, der verbannte deutsche Dichter, war es auch, von dem die Deutschen in Amerika für diese selbe, wie eine nationale Tagwacht über die Welt ziehende Feier ihr Lied begehrten und denen er es gedichtet zum Preise dessen, der auch Amerika's Bürger, der dies Land auch sich zu eigen gemacht, „dies Zukunftsland",

„Und baut und schafft an seiner Zukunft mit!"
Neueres und Neuestes.

Das Exil hatte Freiligrath's gesunde, kraftvolle Natur nicht gebrochen, auch nicht, wie so vielen der Schicksalsgenossen, ihm das Herz verbittert. Er grollte nicht, er klagte nicht. In alter Innigkeit hing er an seinem Vaterlande, und obwohl er in England Existenz und Familie und Freunde hatte, ersetzte es ihm doch nicht die deutsche Heimath. Noch hoffte er, sie einmal wieder betreten zu können, und er schaute dahin aus mit wehmuthvollem, sehnsüchtigen, wenn auch im alten Stolz des Freiheitsmannes leuchtenden Blicke. Im Jahre 1856 schrieb er in Rodenberg's Album ein:

„Heil ihm, daß in der Heimath er,
Darf für die Heimath singen!"

Um für den kranken Dichter Julius Mosen die allgemeine Theilnahme in Deutschland zu erhöhen, ließ er 1863 seine Stimme wieder aus dem Exil erschallen und rief dabei aus:

„Uns, die wir uns in schönen stolzen Tagen
Um Deutschlands Ehre froh geschaart!
Uns, die wir singend unterlagen
Für's Vaterland, das Bettler ward!
Das Traum auf Traum im Winde sah zerstieben,
Das Bettler ward und Bettler ist geblieben, —
Bis diesen Tag!

Uns, die gewagt wir und gewettet,
Die brechen wir gewollt des Bettlers Joch!
Uns, die wir auf die Erde uns gebettet, —
Nicht auf die Heimatherde doch!
Wir steh'n seitab, verlor'ne Außenposten!
Die harte Noth ließ uns're Saiten rosten, —
Was liegt daran?"

Wer sich der wahren Stimmung in Deutschland im Jahre 1866, als es zum Krieg Preußens gegen Oesterreich und den deutschen Bund kam, noch erinnert, wird behaupten müssen, daß das nationale Gefühl zuerst mit Abscheu diesen Bruderkrieg zurückstieß und Preußen als den Schuldigen eines vaterländischen Unglücks bezeichnete. Dem entsprechend empfand auch Freiligrath. In diesem politischen Krieg war wohl ein dynastischer, aber kein nationaler Gedanke erkennbar. Gleichwohl wirkte er dann läuternd auf die Unklarheit der Geister in Deutschland und ließ sie die alten Ideale mit der neuen Wirklichkeit der Zustände in erstarkter Hoffnung auf mögliche Aussöhnung beider vergleichen. Die nationale Bewegung kam in einen immer mächtiger strömenden Fluß. Und da bethätigte sich denn auch wieder der innerste Zusammenhang der edelsten Empfindungen zwischen Freiligrath und dem deutschen Volke, der ihm auf dessen Herzen einen viel höheren Einfluß gesichert hatte, als aus den Aeußerungen der zeitgenössischen Literatur über ihn erkennbar werden könnte. Gegen andere Dichter war er sicherlich ein viel weniger genannter in der Presse; aber er war von Allen gekannt, von Allen gewürdigt, und jedes seiner Gedichte, welches nun noch zur Oeffentlichkeit gelangte, fand die Bedeutung eines

dem Volke giltigen Ausspruchs! Wie er mit dem Aufschwung des nationalen Lebens von 1866 an überhaupt wieder öfter in die Saiten griff, angeregter zu Liedern wurde, so zeigte sich auch in jedem derselben, wie er, den alten Idealen treu, doch in der rechten Fühlung mit dem deutschen Volke sich gehalten hatte. Das Revolutionäre war versprüht, der patriotische und der Freiheitsgeist war geblieben, ihm wie der Nation.

In dem „westfälischen Sommerlied“ beklagte er den aus seiner Heimath in den Krieg von 1866 ziehenden Landmann:

„Die Faust geballt, die Thrän' im Aug',
Zog er von Kamp und Kotten;
Die Trommel rief ihn und das Horn;
Er soll des deutschen Bruders Korn
Im Bruderkrieg zerstampfen.“
„Er war der Seinen Stolz und Lust,
Ein Bruder schoß ihn durch die Brust.“

Neueres und Neuestes.

In „Nadel und Draht“, im Sommer 1866 gedichtet, stellte er den Triumph der preußischen Militärpolitik in Vergleich mit dem Triumph der Civilisation durch Legung des ersten unterseeischen Kabels zwischen Europa und Amerika durch den Great Eastern. Aus dem Blut von 1866 sah er schon die Kaiserkrone für Preußen hervorleuchten, unterdeß aber wurde durch Lösung der „vom Blitz durchzuckten Weltmeerschlange“ die große, „menschheitliche Sendung“ gefördert:

„Und das erste Wort, das, schlachtenmüde,
Abendwärts der Morgen blitzt, ist: Friede!
Blut'gen Rades rasch an's Ziel getragen
Den Eroberer hat sein Siegeswagen.
Und die Menge jauchzt, erfolgestrunken!
Sieh, da flammt zurück ein zorn'ger Funken!
Friede! blitzte hin zur Republik es, —
Freiheit! Freiheit! Freiheit! blitzt zurück es.“

Als ein „Jahr der Meteore“ erschien ihm 1866, ein großes „Brand- und Feuerjahr“; aber was es „mit der Schlacht Gebrülle grimm versprach“ — das neue Jahr, so hofft er, soll es bringen:

„Ein rechtes Jahr der Freiheit,
Anstrebend klar und licht
Die Einheit, nicht die Dreiheit,
Die Einheit durch die Freiheit,
Die Einheit durch die Willkür nicht.“

„Ihr Funken und ihr Flammen
In Ost, West, Nord und Süd,
O, flammtet ihr zusammen,
Die einzeln jetzt ihr sprüht!
Ihr ernsten und ihr frohen,
O, wann im deutschen Land,
Ein brüderliches Lohen
Weh'n wir in Einem hohen,
In Einem heil'gen Freiheitsbrand?“

Neueres und Neuestes: Allerlei Funken.

Und auch getreu seinem Mitgefühl mit den Leiden der Armen, dem Unglücksloos der Arbeiter, entfloß ihm — milder wie einst — das schöne Lied für's „Schwarze Land“ um diese Zeit. Im Schacht durch die Wetter erschlagene englische Bergleute — viele Hunderte — riefen gerade um die Weihnachtszeit 1866 das allgemeine Mitleid wach:

„O du tapf're Schaar,
Die das Fest uns erhellt,
Wie hat uns dein Sterben
Das Fest vergällt!
Es trauert die Stadt,
Es trauert das Land —
Wir trauern, die Deutschen
Auf Brittenstrand!“

Noch gehört das Lied „zur Feier von Gutenberg's 400jährigem Todestage“, am 24. Februar 1868 gedichtet, in diese Phase des dichterischen Wiederauflebens. In ihm stellt er den Kampf zwischen dem Pulver und den bleiernen Typen Gutenbergs, den Kampf zwischen Dunkel und Licht dar. Das Pulver hat meist als „Scherge, als schnöder Herrenknecht“ gedient, die Type aber hat den „Geist, den unterdrückten, wehrhaft gemacht.“ Jenes sah er nun im höchsten Erfolg durch Preußen; doch

„ . . . . . Alles für Macht und Ruhm!
Und Alles wider die Freiheit, das freie Menschenthum!

Auf, Gutenberg, zu Hülfe! Den Willen des Mönches brachst
Du einmal schon! Daß wieder du kühn ihn brechen magst."
„Wir wissen es: wie lange auch daure dieser Krieg,
Dir, und durch dich dem Lichte, bleibt endlich doch der Sieg."

Um jene Zeit stand Freiligrath, schon ein betagter Mann, an der Bahre seiner Hoffnungen. Die genfer Bank, deren Kommandite er in London geleitet, machte 1867 Bankerott und Freiligrath verlor damit seine Stellung. Die höchste Sorge kam nun über ihn und in dieser Gedrücktheit seiner Lage, in der Ungewißheit seiner Zukunft, in dem unter solchen Umständen niederstimmenden Gedanken an seine 57 Jahre, wurde die alte Sehnsucht nach seinem Vaterlande mächtiger in ihm als je. Er richtete seinen Blick dahin, wie prüfend, ob wohl sein innerstes Wünschen sich erfüllen könne, ob er für den Rest seines Lebens auf deutschem Boden noch eine Existenz finden werde. Wiederholt hatte ihm vordem einer der Vorstände der genfer Bank, Georg Klapka, der ihm ein treuer Freund war, Aussicht auf einen Urlaub gemacht, den er dann zu einem Ausflug nach Deutschland benutzen wollte. Jetzt bedurfte es des Urlaubs dazu nicht mehr; aber eine andere Macht hatte ihn in Bann genommen: die Noth!

10.

Im Vaterlande.

Die unglückliche Wandlung in den Verhältnissen Freiligrath's konnte den Freunden in Deutschland nicht verborgen bleiben. Die Krisis der genfer Bank wurde ja öffentlich bekannt und man wußte, in welchen Beziehungen er zu ihr gestanden. Auch hatten namentlich die Freunde im Wupperthal fort und fort eine lebhafte persönliche Verbindung mit dem einstigen und verehrten Genossen unterhalten, die sich auch auf deren Nachwuchs übertragen. Kein Wupperthaler, der nach London ging — die geschäftlichen Beziehungen zwischen den Fabrikdistrikten an der Wupper und England sind sehr rege — versäumte es, bei Freiligrath vorzusprechen und bei der Heimkehr im Freundeskreise Bericht zu erstatten über das, was er in dem kleinen gastlichen Hause des Dichters in London gesehen und gehört.*) Auf solche Weise erfuhr man hier zuerst, wie betrübend es um Freiligrath stand.

Sogleich rief die Einsicht in diese Verhältnisse die allerlebhafteste Theilnahme unter den wupperthäler Freunden wach. Es war vor Allem Emil Rittershaus, der sich aufs schmerzlichste von dem Loose des Dichters berührt fühlte. Auch er war Kaufmann und Dichter, eine jüngere, hochbegabte Kraft, die in Talent und Gesinnung Freiligrath außerordentlich verwandt war und dessen gelegentlich veröffentlichte Lieder ihn als einen der würdigsten unter den neueren deutschen Dichtern, als den begabtesten Schüler des größten Freiheitssängers, wenn man so sagen darf, zu allgemeiner Anerkennung gebracht hatten. Als junger Mann war er auf seinen

*) Paul Lindau in der Gegenwart, 1876, März.

Geschäftsreisen nach London in das Freiligrath'sche Haus gekommen und hatte in dem Meister einen Freund gefunden. Jetzt trat er als der rührigste Werber auf, um ihm zu helfen, um ihm durch längst verdiente Ehre die Noth zu einer Brücke für eine womöglich sorgenfreie Zukunft im deutschen Vaterlande zu machen. Nach London flog sein ermunternder Zuruf, sein Plan, was geschehen müsse, geschehen werde, um Freiligrath in stolzen, freudigen Hoffnungen aufzurichten; im Wupperthal einte er die Freunde und Verehrer desselben, Richard Wehm, Fritz Elbers, Ernst von Eynern und Andere, um durch öffentlichen Aufruf eine Sammlung zum Ehrengeschenk für den Verbannten zu bewirken, diesen selbst dadurch, wie von seinem Volk gerufen, zur Rückkehr in die deutsche Heimath zu bestimmen.

Im April 1867 erschien dieser Aufruf zuerst in der 17. Nummer dieses Jahrgangs der „Gartenlaube". „Auch eine Dotation!" war er überschrieben, und es war wohl eine treffend durchschlagende Bezeichnung für den Zweck, dem verdientesten, in Sorgen gerathenen Freiheitsdichter Deutschlands eine Dotation zu geben in dem Moment, da Heerführer und Minister Preußens für ihre Verdienste um die Siege von 1866 mit reichen Geldsummen durch den Staat belohnt wurden. Der einstige Pensionär des Königs von Preußen sollte endlich, was schon einmal zwanzig Jahre zuvor als Idee in der Presse aufgetaucht, der Pensionär des deutschen Volkes werden, für welches er mit seinen Liedern gekämpft, dem er damit so viel Begeisterung für nationale Einheit und für Freiheit eingehaucht, um deren willen er das Vaterland verloren, das harte Brod des Exils so lange Zeit gegessen, bis er ergraut im Haar geworden. „An alle Deutsche im Vaterlande und in der Fremde" erging der Aufruf, unterzeichnet in Barmen von Bölling, Elbers, Eynern, Neuhaus, Rittershaus, Schink und Sibel, und eingeleitet durch ein schwungvolles, hinreißendes Gedicht von Emil Rittershaus:

„Ruf' ihn zurück, der lang an Babels Bächen
In stummem Leid gerungen und geschafft!
Ruf' ihn zurück, eh' ihm die Jahre brechen
Die ungebeugte, frische Manneskraft!

Er hat gebaut dir hohe Liederdome,
Sein ganzes Leben galt dir einzig nur!
O ruf' ihn heim vom gelben Themsestrome,
Bau ihm ein Hüttchen auf der deutschen Flur.
Gieb endlich Ruh dem alten Ruhelosen!
Nicht sei sein Grab dereinst am fremden Strand!
O flicht zum Lorbeer nun des Glückes Rosen
Ums Haupt des Dichters, deutsches Vaterland!"

Zugleich fügte die Redaction der „Gartenlaube" eine erste Liste von schon gezeichneten Beiträgen im Betrage von tausend Thalern bei.

Die Wirkung dieses Aufrufs war eine außergewöhnliche. In Wahrheit, es öffneten sich die Hände des Volks, um Scherflein für ein Nationalgeschenk an den verehrten Dichter beizusteuern; alle Zeitungen der liberalen Partei gaben den Aufruf wieder und eröffneten Sammelstellen bei sich, und selbst die Gegner der politischen Gesinnung Freiligrath's gönnten ihm diese Auszeichnung als ehrenhaftem Charakter. Einmüthig schaarte sich für diesen Zweck die deutsche Nation aller Stämme, gleichsam, als solle sich auch darin ihr Drang nach voller Verwirklichung des nationalen Gedankens bethätigen. Das Volk war instinktartig nach einer That in diesem Einheits-Sinne begierig, nachdem die preußische Politik die ihrige unter noch nachwirkenden Widersprüchen geleistet.

Im Anschluß daran erließen Ignaz Hub in Würzburg und Christian Schad in Kitzingen einen anderen Aufruf an die deutschen Dichter zu einem „Freiligraths-Album", dessen Verkauf zum Besten der Dotation stattfinden sollte. In sehr schöner Ausstattung und reichem Inhalt mit Biographie, autographischen Beigaben und einem der besten Porträts des Gefeierten erschien es darnach in Leipzig und fand ungemeinen Absatz. In Wien nahm ihrerseits die „Neue Freie Presse" für Oesterreich die Sache mit großem Erfolg in die Hand. Sie brachte im Mai eine wirkungsvolle Biographie Freiligrath's, die auch in anderen Zeitungen wiedergegeben wurde, und ihre Sammlung hob sich schnell zu Achtung gebietender Höhe. Nicht minder lebhaft war die Theilnahme dafür in Amerika; es seien u. A. die Begleitverse zu einem für diesen Zweck von dort eingelaufenen Wechsel hier mitgetheilt:

„Zahlet an die Ordre dessen,
Der den Löwenritt erdacht,
Der bei Belgrad die Affaire
In gehör'gen Reim gebracht;
Der die Wüste Sahara
Und den Mohrenfürsten sah.

Zahlet dem, der uns die Riegel
Schob von ferner Zone Pforten;
Der das Drängen seines Volkes
Ausgedrückt in Freiheitsworten!
Der den Werth entrichtet hat,
Zahlt an Ferdinand Freiligrath!"

Wohl mußte diese Aufnahme des Gedankens, ihm den Lebensabend zu verschönern, den Dichter tief bewegen. Als 1857 eine Gesellschaft von Engländern zusammentrat, um ihm eine sorgenfreie Existenz anzubieten, da hatte er einen solchen Antrag zurückgewiesen, mit dem Ausspruche, daß, wenn er je einmal in die Lage kommen sollte, der Hilfe zu bedürfen, er solche nur von seinen Landsleuten, die seiner wohl nicht vergessen werden, annehmen würde.*) Jetzt sah er, daß er in solcher Hoffnung sich nicht getäuscht hatte, daß das deutsche Volk einen Stolz darein setzte, ihn aus allen Sorgen um die Existenz zu befreien, ihm im Vaterlande ein glückliches Heim zu errichten. Eben verheirathete sich in London an einen dort ansäßig gewordenen deutschen Kaufmann seine älteste Tochter Käthe, und zu ihrer Hochzeit im Dezember 1867 widmete er ihr ein Gedicht, in welches auch sinnig die Stimmungen hineinspielten, die in ihm die neueröffnete Aussicht in die Zukunft hervorgerufen:

„Jetzt aber, da aufs Neue
Es zieh'n und wandern heißt;
Da an ihr Herz, das treue,
Die Heimath stark uns reißt;
Da Deutschland ruft: Kommt wieder!
Bleibt bei mir für und für! —
Jetzt schlägst du die Augen nieder, —
Wir zieh'n und du bleibst hier!"

---

*) Neue Fr. Presse 1876, Nr. 4157.

„Und du, von dem wir scheiden,
Gastfreies Engelland,
Wir lassen dir die Beiden
Als ein lebendig Band,
Das fest uns an dich binde,
Wo immer uns're Flur!
Sei Heimath uns'rem Kinde:
Uns warst du Zuflucht nur!"

Neueres und Neuestes: An Käthe.

Ein Jahr nach dem Aufruf aus Barmen wurde die Sammlung für die Freiligrath-Dotation geschlossen. Sie bildete ein Vermögen von nahezu 60,000 Thalern.

Nun zögerte Freiligrath auch nicht länger, England zu verlassen und dankerfüllten Herzens in das Vaterland zurückzukehren. Wohl konnte er sich der Besorgniß nicht entwinden, daß in Preußen aus Anlaß der früheren Anklagen und steckbrieflichen Verfolgungen ihm noch Widrigkeiten bereitet werden möchten, da die erlassene Amnestie sich auf diese Gattung von Fällen noch nicht erstreckte; er hoffte wenigstens unbelästigt durch Preußen sich nach Süddeutschland begeben zu können, wo er seinen Wohnsitz zu nehmen dachte — nicht am Rhein, wie man doch ohne Berücksichtigung seiner Bedenken hätte vermuthen sollen. Den Genuß aber einer Fahrt zu Dampfschiff auf dem geliebten Strom, von seiner Mündung bis hinauf nach Mannheim, wollte er sich als den ersten im Vaterlande gewähren und ohne Rast vorübereilen, wenn auch schweren Herzens, an all den Punkten, wo einst die glücklichsten und denkwürdigsten Tage seines Lebens sich abgespielt hatten: Düsseldorf, Köln, Bonn, Rolandseck, Unkel, Koblenz, St. Goar und Asmannshausen.

Am 21. Juni 1868 schied er mit seiner Frau, seiner Tochter Louise und dem jüngsten Sohn Percy aus London und von dem britischen Inselreich, um sich nach der Meerfahrt auf einem Rheindampfer in Rotterdam einzuschiffen. Inzwischen hatten seine davon unterrichteten Freunde die Ueberraschung eines festlichen Empfanges in Köln längst vorbereitet und sich zum 27. Juni daselbst in großer Zahl von nah und fern versammelt. Classen-Kappelmann, einer der angesehensten Führer der liberalen Partei in Köln und Vorstand des Comités für die Freiligrath-Sammlung,

fuhr am Morgen mit den ältesten der Freunde auf einem besonderen Dampfer dem Dichter bis Mühlheim entgegen und begrüßte ihn dort zuerst mit Jubelruf in der wiedergefundenen Heimath. Seinen und seiner Begleiter dringenden Bitten gelang es, Freiligrath's Bedenken zu heben und ihn zu bestimmen, in Köln auszusteigen und das ihm zu Ehren veranstaltete Empfangsfest daselbst mitzumachen.

In stolzer schöner Fahrt ging es weiter in den Sonnenmorgen, den Rhein hinauf bis zur alten Metropole. Da grüßten ihn die noch unvollendeten Thürme des Doms, zu dem er auch vor beinahe nun dreißig Jahren durch sein begeistert Lied einen schönen Baustein geliefert; da tauchten die neue Brücke auf, die Häuser am Ufer; die Schiffe, die dort lagen, wehten ihm ihre Ehrenflaggen entgegen; eine dichte, festlich bewegte Menge von Frauen und Männern harrte an der Landungsstelle, und als er nun den Fuß wieder auf deutsche Erde setzte, die er siebzehn Jahre lang nicht mehr gesehen, da brauste ihm ein Sturm der Freude und des Jubels entgegen, und umwogt von den Zeichen der Verehrung und Liebe, konnte er nur mit Thränen der Rührung und stummem, innigen Händedruck danken.

Des Morgens gegen elf Uhr war er in Köln angekommen, am Abend fand das Banket im geschmückten Gürzenich-Saale statt, woran zweihundert Personen, darunter viele von der Ferne herbeigeeilte Freunde und Verehrer, Theil nahmen. Ein Menge von Briefen und Telegrammen war eingelaufen, die den Heimgekehrten Gruß und Willkommen aus allen Theilen Deutschlands brachten. Rittershaus begrüßte ihn an der Tafel mit begeisterndem Vortrag eines Gedichts; Classen-Kappelmann feierte den Dichter, der neunmal von Land zu Land habe ziehen müssen, als den Wiedergekehrten, dem nun eine bleibende Stätte und Muße für seinen schöpferischen Genius beschieden sei, dem das „Traumrecht des Dichters“ fürder nicht mehr verkümmert werde. Ein prächtiger, zwei Fuß hoher Silberpokal wurde ihm dabei überreicht, auf welchem sich das Gedicht von Rittershaus eingegraben befand und die Inschrift: „Dem heimkehrenden Dichter F. Freiligrath an der Schwelle des Vaterlandes, Köln, 27. Juni 1868, von seinen rheinisch-westfälischen Freunden.“

Der mächtigsten Herzensbewegung hingegeben, in süßer Pein seiner bescheidenen Natur, der Gegenstand so hoher Auszeichnung und Liebe zu sein, fand Freiligrath die Worte nicht, in denen es ihn drängte, seine Empfindungen auszudrücken. Dem Dichter, dem, wie wenigen, der ganze Reichthum der deutschen Sprache erschlossen war, ließ bei so tiefen Erregungen das Wort zum mündlichen Vortrag in Stich. Auf seinem treuen Gesichte zeigte sich die gewaltige Aufregung in rührend ehrlichem Ausdruck, der Schweiß perlte ihm auf der Stirn und seinem Herzen mußten tiefe Athemzüge Luft gewähren. Endlich klopfte er an's Glas und Spannungsstille trat ein. „Meine Freunde", begann er mit zitternder Stimme . . . „Meine Freunde", wiederholte er und stockte abermals . . . „von ganzem Herzen . ." Er konnte nicht mehr über die Lippen bringen. Er lächelte und langte aus seiner Westentasche einen Zettel hervor und las nun hastig ab, was er sich vorher flüchtig darauf als Dankesworte notirt.*) Seine Rührung wurde von Allen getheilt und tönte sich in dem donnernden Hochruf aus, mit dem der verunglückte und doch so wohlverstandene Toast des Dichters beantwortet wurde. Er aber hatte in Ahnung dessen, was und wie es bei dieser Gelegenheit auf ihn einstürmen würde, schwermüthig seinen großen, von grauem Haar umwallten Kopf schüttelnd, den Vertrauten zu seiner Seite zugeflüstert: „Ich wollt', es wäre Schlafenszeit und Alles wär' vorbei!" Aber vor Mitternacht wurde er nicht erlöst.

Anderen Tages setzte er mit seiner Familie, festlich entlassen und von Vielen begleitet, die Rheinfahrt fort, und erst in Mannheim, jenseits der preußischen Grenzen, stieg er wieder aus, auch dort aufs herzlichste empfangen. Am 30. Juni war er dann in Bad Rippoldsau im Schwarzwald und dort, in der abgelegenen Stille des schönen Thales im Tannengrün, gab er sich dem Glück der Ruhe auf deutschem Boden herzstärkend hin. Ein von ihm für die dortige Bühne verfaßter Prolog war die erste poetische Gabe nach seiner Rückkehr, die auch von den „Kölnischen Funken" veröffentlicht wurde.**)

Nicht nur aus eigener Neigung, sondern auch auf Einladung

*) Lindau, Gegenwart.

**) Dresd. Ztg. 1876, 82.

schwäbischer Freunde hatte er sich entschlossen, zum Herbst in Stuttgart sich häuslich niederzulassen. Inzwischen war ihm aber von der „Neuen Freien Presse" in Wien, die es als eine Ehrenpflicht bei ihrem hohen Range innerhalb der deutschen Publizistik ansah, auch verdienten Dichtern einen Platz an ihrem reichbesetzten Tisch zu bieten, der Antrag gemacht worden, nach Wien zu kommen und eine Stellung bei der Zeitung zu übernehmen. Es blieb ihm überlassen, seine Bedingungen zu stellen und die Art seiner literarischen Thätigkeit selbst zu bestimmen. Freiligrath schien von diesem Vorschlag einen Augenblick sehr eingenommen, doch gab er gleich zu bedenken, wie schwer ihm eine solche Uebersiedlung fallen würde und wie wenig er hoffen dürfe, den Anforderungen eines Journals zu genügen. Inzwischen hatten wohlmeinende Freunde von diesem Antrage in der Oeffentlichkeit Mittheilung gemacht. Verschiedene Zeitungen wiederholten das Gerücht mit dem verdächtigenden Zusatze, Freiligrath sei von der österreichischen Regierung eingeladen worden, seinen Sitz in Wien zu nehmen, und in den Weiterbesprechungen darüber kam es sogar zu der komischen Behauptung, der Dichter sei von Oesterreich gekauft. Das schreckte diesen vollends ab und er schwankte nun nicht länger, im Herbst nach Stuttgart zu gehen. Noch auf dem Bahnhof daselbst hatte der Besitzer der N. Fr. Presse, Max Friedländer, eine Unterredung mit ihm, um ihn umzustimmen; aber Freiligrath legte ihm die Beweggründe überzeugend dar, aus denen er den ehrenvollen Antrag ablehnen zu müssen glaubte.*) Unzweifelhaft sehnte er sich auch nach einem ruhigen, behaglichen Genuß des Restes seines Lebens, nachdem es so reich an Stürmen und Sorgen gewesen und die von der Nation erhaltene Dotation doch gleichsam diese Voraussetzung in sich schloß.

Zunächst nahm er eine Wohnung in Cannstatt am Neckar, um in größerer Zurückgezogenheit die neuen Verhältnisse auf sich wirken zu lassen. Dann zog er nach Stuttgart in das Eckhaus an der Ulrichs- und Urbansstraße, in die geräumige Wohnung des dritten Stockes, von wo aus sein Auge sich an dem Anblick eines Theils der romantischen Umgebung der Hauptstadt erfreuen konnte.

*) Neue Fr. Presse 1876, Nr. 4157.

Er hatte bei seiner ersten Ankunft in Stuttgart im Oktober 1868 in festlicher Vereinigung, ihm und dem gerade damals nach Wien abreisenden Dichter Moritz Hartmann zu Ehren, der statt seiner an die N. Fr. Presse berufen worden war, die schwäbischen Freunde alle wiedergesehen, neue kennen gelernt. An Hartmann, den Leidens- und Gesinnungsgenossen, hatte er ein herzliches Gedicht bei dieser Gelegenheit gerichtet, aus welchem sowohl seine Freude an dem schönen Schwabenland sprach, wie auch seine Auffassung der politischen Verhältnisse nach 1866, insofern, als er Wien nach wie vor auch noch als ein Centrum deutschen Lebens ehrte:

„Zieh' hin, Freiheitssoldat und Dichter,
Von Uhland's Grab zu Lenau's Grab!"
„Du bleibst uns nah! Was hier, was dorten!
In unsern Herzen, unsern Reih'n,
Wirst Du der Uns're allerorten,
Auch an der deutschen Donau sein."

Neueres und Neuestes: Bei M. Hartmann's Abschied.

Nach dieser einzigen und damals nur auf den kleinen Kreis der Festgenossen beschränkten Kundgebung dessen, was ihn im Vaterlande erfüllte, schwieg er bis zum nächsten Sommer, wo ihm neue Huldigungen das Herz wieder in die höchsten Bewegungen versetzen sollten.

Im Mai 1869 war auch seine zweite Tochter Louise nach London hin verheirathet worden. Nach ihrer Hochzeit zog er nun selbst noch einmal ins Land hinaus, um seine westfälische Heimath wiederzusehen, zum ersten Mal wieder nach fast dreißig Jahren und zum letzten Mal in seinem Leben. Bei der Innigkeit, mit welcher er als Sohn der rothen Erde an dieser und an all seinen dortigen theuren Erinnerungen hing, war es ein Gemisch von Hochgefühl und Wehmuth, mit welchem er sich im Juli auf diese Reise machte.

In Bielefeld am 18. Juli 1869 wurde er von zahlreichen Freunden und Verehrern empfangen. Auf einem großen Banket am Abend wurde er gefeiert mit manchem Liede, manchem Trinkspruch und stürmischem Zuruf. Diese Huldigungen waren nicht nach seinem tief bescheidenen und vor Allem in der Oeffentlichkeit schüchternen Sinn. Aber er konnte sich ihnen nicht entziehen und

hielt wacker aus. Es erging ihm wie auf dem Bankett im Gürzenich-Saal zu Köln im Jahre zuvor. „Ich sehe ihn noch", so berichtet als Augenzeuge jener Feste der schon erwähnte Necrologist in der berliner National-Zeitung, „und höre die Jubelrufe, als Ferdinand Freiligrath die bekränzte Rednerbühne bestieg, seinen Dank zu sprechen. Er that es in einem Gedicht, das er ablas; er las es nicht schön, denn er war befangen und allzu bewegt, und doch machte dieser Dank aus dem Munde des Dichters einen gewaltigen Eindruck, als er bewegt anhub:

Das sind die alten Berge wieder,
Das ist das alte Buchengrün;
Das ist, von Fels und Halde nieder,
Das alte, lust'ge Quellensprühn.
Das sind sie rauschend alle beide,
Der alte Wald, die alte Haide,
Ich seh' auf Wiese, seh' auf Weide
Die alten treuen Blumen blühn.

Im Verlauf des Gedichtes kam die Frage:

Kennt mich denn Jemand noch im Land?

Und als er schloß:

Wohlan, ich greife froh zum Becher,
Und gieße voll ihn bis zum Rand,
Und heb' ihn, ein bewegter Zecher,
Und halt' ihn hoch mit fester Hand;
Und ruf' hinaus in alle Gauen,
So weit ich deutsches Land mag schauen,
Laut ruf' ich's von des Berges Brauen:
Ich danke dir, mein Vaterland!

da schlug ihm jedes Herz entgegen."

Es war ihm längst ein Bedürfniß gewesen, diesen Dank öffentlich an sein Vaterland zu richten. Vieles Leid in ihm hatte der glänzende Beweis von der unerschütterten Liebe des Volkes verwischt, manche inneren Mißklänge behoben, ihn milder gestimmt auch in Auffassung der Zustände, wie sie seit jener Zeit geworden, da er in jugendlichem Ungestüm Vorstürmer seinem Volk gewesen. Er für sein Theil konnte mit Genugthuung auf seine Lebensthätigkeit zurückblicken:

„Die Summe zieh' ich meines Lebens
Am Ausgangsorte meines Strebens,
Und sag': Ich strebte nicht vergebens,
Und segne dankbar mein Geschick.
Geliebt zu sein von seinem Volke,
O, herrlichstes Poetenziel!
Loos, das aus dunkler Wetterwolke
Herab auf meine Stirne fiel!
Ob ich's verdient? Ich darf nicht rechten!
Ihr wollt nun einmal Kränze flechten!
Ich halte stolz ihn in der Rechten,
Den mir zu flechten euch gefiel."

Neueres und Neuestes: Im Teutoburger Walde.

Als man ihn bei diesen festlichen Gelegenheiten an seine revolutionären Dichtungen erinnerte, erwiderte er: „Diese Sachen sind längst historisch geworden und sollen nicht mehr agitiren".*) Er drückte damit nur wieder den Einklang seiner Natur mit dem Geist des deutschen Volkes aus, der aus den Sturmhöhen des Idealismus sich auf die Wirklichkeit der Dinge gesenkt hatte, wo er werden sah, was einst nur eitel Wünschen war, wo die revolutionären Forderungen nationaler Aufraffung „trotzdem und alledem" in der polititischen Einigung Norddeutschlands und Einsetzung eines frei gewählten Parlaments für dasselbe ihre ersten Gebilde gefunden hatten. Es war keine Zeit für neue Verbitterungen, sondern eine für Hoffnungen erstanden, und das Volk hatte ein Recht erhalten, in die neu geschaffenen politischen Gestaltungen den Inhalt seines Geistes mehr und mehr hinein zu bringen. So verleugnete Freiligrath sich und seine Revolutionspoesie so wenig, wie das Volk die Ideale und Forderungen von 1848. Kein Charakter, den Sentimentalität oder Verbissenheit krankhaft machen konnte, ließ er einer Wirklichkeit ihr unbestreitbares Recht, die denn doch nur das Kind der einst kämpfenden, revolutionär gemachten Idee war, in welcher er diese Idee, wenn auch noch am Gängelband dynastischer Interessen wiederfand, und von welcher zu hoffen war, daß mit ihr auch der Geist erstarken werde, um einst dem Körper die freie, bestimmende Selbständigkeit zu geben.

---

*) Nat.-Ztg. 1876, Nr. 155.

Am andern Tage nach dem Bielefelder Fest fuhr Freiligrath und mit ihm eine Anzahl Freunde zu Wagen nach seiner Vaterstadt Detmold. In jedem Dorfe, durch welches sie kamen, wurde er mit Rede und Gesang und einem Ehrentrunk begrüßt. Ehrenpforten und Kränze spannten sich über den Weg, alle Häuser waren geschmückt, die Straßen mit Blumen bestreut. Am Grenzstein mit der Lippe'schen Rose wurde Rast gehalten und auf grünem Rasen unter breitästigen Eichen gelagert. Da war er glücklich auf dem heimathlichen Boden, man sah es ihm an. Die Stadt Detmold selber hatte bis dahin wohl noch niemals in so glänzendem Festgewande, in so reichem Blumenschmuck geprangt, wie an jenem Tage seiner Ankunft. Neue Freunde und Verehrer, viele Abgeordnete und Journalisten hatten sich dort eingefunden, die Ehrengarde der Dichter um ihn hatte sich stattlich vermehrt; von den alten war Hoffmann von Fallersleben da, von den jüngeren Rittershaus, Albert Träger, Strodtmann, Julius Wolff.

Mit ihnen besuchte Freiligrath sein Geburtshaus, an welchem seitdem die Tafel mit der Inschrift sich befindet; dann aber ging er allein, um das Grab seiner Mutter auf dem Kirchhofe, und auch das Grabbe's, zu besuchen.*)

Aus jenen Tagen erzählt Julius Wolff noch einen Zug von Freiligraths weichem und bis zur Aengstlichkeit dankbarem Gemüth. Er saß mit Andern in einem öffentlichen Garten, wo eine Musikkapelle spielte. Der Dirigent derselben, der von der Anwesenheit des gefeierten Dichters gehört hatte, sandte als seine besondere Huldigung an denselben ein Programm des Konzerts mit einem durchgesteckten Lorbeerreis.

„Kommen Sie," sagte Freiligrath darauf, der sonst alles Aufsehen so gern vermied, „ich muß mich bei dem Manne bedanken."

Und er ging mit seinen Begleitern zur Estrade, zog seinen Hut und stand dankend vor dem schlichten Kapellmeister, der dadurch in die sichtbarste Verlegenheit gerieth.

Schneller, anders auch als erwartet, sollten ein Jahr später schon die deutschen Verhältnisse eine weitere Vervollkommnung finden.

*) Nat.-Ztg. a. a. O.

In einem Kriegssturm ohne Gleichen erhob sich die nationale Idee; im Liede einte sich Alles durch unwiderstehliche Zaubermacht, und wie Minerva aus dem Haupte des Jupiter, so sprang das nationale Deutschland in Waffenrüstung aus der Unklarheit seiner bisherigen Geschicke. In der Begeisterung jener Tage ging der Gedanke aller Parteien auf, fiel auch so viel der alten fortfressenden Mißmüthigkeit und Zweifel entwurzelt zu Boden. Um sein Dasein, um seine Unabhängigkeit mußte das deutsche Volk kämpfen, nachdem es durch den Uebermuth auch des dritten Napoleon dazu herausgefordert worden war. Verkümmert im Siegespreis und betrogen um ihre blutig erfochtenen Rechte waren einst die Väter worden; die Söhne, welche im Feuer der Ideen lange ihre Seelen gestählt, zogen diesmal in den gleichen Kampf gegen Frankreich, um sich die Einheit ihres Vaterlandes sicher zu erstreiten. Nur in diesem Geist durfte man die deutschen Heere in die Schlachten führen, und um diesen Preis wollten sie Sieger werden. Das ganze Volk fühlte es, daß es nicht anders sein könne, daß die nationale Idee allmächtig über alle dynastischen Interessen geworden, daß auch die stärksten derselben zerschellen würden, wenn sie nicht willig von dieser Woge sich forttragen ließen.

In solchem Hochgefühl, daß nun auf dieser blutigen Bahn die Einheit des Vaterlandes als das Fundament für die Freiheit erkämpft werde, begrüßte auch Freiligrath den Ausbruch des französischen Krieges. Nochmals, wie einst in jüngerer Zeit, entlockte er den Saiten seiner Leyer die feurigsten patriotischen Lieder, und nochmals, wie einst, wirkten sie wie Sturmmarsch und begeisternder Zuruf auf das Volk. „Hurrah, Germania!“ antwortete er auf die französische Kriegserklärung im Juli 1870:

„Schwaben und Preußen Hand in Hand;
Der Nord, der Süd Ein Heer!
Was ist des Deutschen Vaterland, —
Wir fragen's heut nicht mehr!
Ein Geist, Ein Arm, Ein einz'ger Leib,
Ein Wille sind wir heut!
Hurrah, Germania, stolzes Weib!
Hurrah, du große Zeit!“

In demselben Augenblick, da Deutschland unter den beklemmenden Eindrücken befangen war, welche der Vormarsch der Franzosen nach Saarbrücken hervorgerufen, und da die ungeheure Spannung der Geister noch nicht durch die ersten Siege bei Weißenburg und Wörth sich hoffnungsvoll befreit fühlte, verkündete Freiligrath, wie einst die Revolution, so jetzt den Zusammenbruch des französischen Kaiserreichs; den Sturz des „Zuaven im Purpur," mit den prophetischen Donnerworten: „So wird es geschehen!"

„Und Ihn, der sich wähnte den Herrscher der Welt,
Hat das Feuer im Bund mit der Kälte gefällt!
Nur Geduld! Noch ein Tag — und ein rächender Blitz
Flammt den Frevler, den Zuaven im Purpur, vom Sitz!"

Neueres und Neuestes. (3. August 1870.)

Sein ältester Sohn Wolfgang eilte aus England an den Rhein, um in der Begeisterung für seines Vaterlandes Sache freiwillig sich in die Schaar der Streiter einreihen zu lassen. Da es ihm nicht gelang, in die Armee einzutreten, so nahm er das rothe Kreuz und versah seinen patriotischen Dienst im Felde in einer Abtheilung freiwilliger Krankenpfleger. Der Segen des Vaters folgte ihm in dem herzinnigen Gedicht: „An Wolfgang im Felde":

„Das sei dir unverloren!
Fest, tapfer allezeit,
Verdien' dir deine Sporen
Im Dienst der Menschlichkeit!
Rund um der Kampf auf's Messer; —
Lern' du zu dieser Frist,
Daß Wunden heilen besser
Als Wunden schlagen ist.

Durch Sterbende und Todte
Geh' deines Weges treu;
Halt' hoch das Kreuz, das rothe,
Ob Blut und Barbarei;
Laß Freund und Feind es scheinen
Auf deinem ernsten Gang —
Und fluche nur dem Einen,
Der uns zum Schlachten zwang."

Nur einmal noch gaben ihm die Ereignisse des Krieges, die an sich und ihrer Idealität entkleidet, trotz Sieg und Triumph,

ihn doch nicht berauschen konnten, die Anregung zu einem Gedicht. In der Meisterschaft plastischer Kraft, die ihm eigen, schilderte er darin den Trompeter, der nach der heißen Schlacht von Gravelotte zum Sammeln blasen soll.

„Und er nahm die Trompet', und er hauchte hinein;
Da, — die muthig mit schmetterndem Grimme
Uns geführt in den herrlichen Kampf hinein,
Der Trompete versagte die Stimme!

Nur ein klanglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz,
Entquoll dem metallenen Munde;
Eine Kugel hatte durchlöchert ihr Erz, —
Um die Todten klagte die wunde!"

Neueres und Neuestes: Die Trompete von Gravelotte.

Den Todten rief er die Klage des Vaterlandes um sie nach. Ihm, dem Dichter, stand es überhaupt wohl an, über dem Patriotismus das Edelste an Empfindungen des Menschen nicht zu vergessen. Der Mann der hohen Ideale verlor sie trotz des Pulverdampfes nicht aus dem Auge, auch als er erkannte, daß die alte „Zinne der Partei" durch die aufbauende Hand der Geschichte unmerklich zu einem Eckthurm der deutschen Nationalsache geworden war. Als Nationaldemokrat stand er nun auf dem Boden der Wirklichkeit und war des Glaubens voll, daß auch im Geist der Ideale sich immer mehr vollenden werde, was in diesem Geist schon zu einer ersten Gestaltung gelangt war. So widmete er im Oktober 1870 seine „gesammelten Dichtungen" (drei Bände) dem „freieinigen" Deutschland, der „bleichen Siegerin", der „Herrlichen", die noch fortkämpfen mußte mit der „trotzigen Nachbarin", und im Stolz auf das Errungene, im Glück auf das Erkämpfte rang es sich ihm jubelvoll von der Seele:

„Daß dieses Weltsturms Wehen
Auch ich, auch ich erlebt!"

Eben war die besondere Ausgabe seiner Jugendgedichte in ihrem 37. Tausend erschienen, ein Ereigniß in der deutschen Literatur, wie es als Beweis anhaltenden Erfolgs eines neueren Dichters im Volke nur wenig andere geben dürfte. In jener Widmung gedachte er dieser „Liederkerzen":

„Wie eigen heut' ihr Strahl!
Wie fremd greift an die Herzen
Manch Lied von dazumal!“

Doch auch diese, wie alle seine anderen Lieder — er wußte es — waren der Liebe zu seinem Vaterlande entflossen:

„Du aber hast in allen
Die Liebe zu dir erkannt:
Drum haben sie dir gefallen,
Drum gabst du mir treu die Hand!
Drum hab' ich seit frühen Jahren,
Als Jüngling und als Mann,
Auch Liebe von dir erfahren, —
Mehr, als ich danken kann!“

Gesammelte Dichtungen: An Deutschland.

Zum „Friedensfest“ ließ er sie jetzt mitten im Kriegssturm fliegen, ersehnend den „langen goldenen Tag für der Freiheit fröhliches Schaffen“. Als dann immer noch nicht der Friede kam, weil Frankreich sich bis aufs Messer gegen seinen Besieger vertheidigen wollte, veröffentlichte er in Gemeinschaft mit Karl Blind und Eduard Bronner ein Manifest: „Au peuple français et son assemblée nationale“, datirt aus London im Februar 1871, in französischer Sprache, in welchem die drei Männer die französische Nation zum Nachgeben, aber auch Deutschland an die höchsten Zwecke des Völkerlebens mahnten. Im Kriegsgetümmel verhallte freilich dies Wort; doch es beurkundet, wie Freiligrath, indem er dem geschichtlichen Prozeß auch in diesem Kriege, der Deutschland sich wiedergab, Rechnung trug, den Idealismus, der dem Dichter gehörte, unbeeinträchtigt sich bewahrte.

Nichts von seinen Mannesgrundsätzen ging ihm über den Erfolgen der Politik verloren. Der Aufschwung und der Triumph seines Volks beglückte ihn; aber er gerieth darüber nicht in eine Verehrung der herrschenden Macht, welche die glückliche Vollstreckerin des nationalen Einheitsgedankens wurde und alle ihre Kraft und Erfolge nur aus dem geschöpft hatte, was sie vorher feindselig bekämpft. Er war höchst verdrossen darüber und zum öffentlichen Protest geneigt, als er erfuhr, daß Levin Schücking eine neue Auflage des „romantischen Westfalen“, mit dem doch

auch sein Name innig verknüpft war, dem neuen deutschen Kaiser aus eigener Neigung gewidmet hatte; und wenn Robert Waldmüller erzählt, daß sich Freiligrath einmal ohne große Umstände durch ihn bewegen ließ, auf des Kaisers Geburtstag mit ihm anzustoßen,*) so kann diese Höflichkeit gegen den dazu auffordernden Gast und die unbestreitbare Achtung, welche Freiligrath sowohl der Person des greisen Monarchen, wie auch dem in ihm vertretenen Reichs-Einheitsgedanken zollte, nicht so gedeutet werden, als sei er deßhalb in Allem mit den neuen Zuständen zufrieden gewesen und habe nicht in der Hoffnung auf Verwirklichung auch seiner Freiheitsideale gelebt. Nichts gab er davon auf, wenn er auch mit der Nation die Schule politischer Durchbildung weiter durchlaufen und in Einklang mit ihr sich mit dem Gang der Geschichte versöhnt hatte. Derselbe blieb er im innersten Wesen, und rief er nun nicht mehr im Zorn zum Streit, so war er darum fürstlicher Herrlichkeit nicht günstiger geworden, wie vordem, und wollte am allerwenigsten in deren Sonne sitzen. In Folge seiner patriotischen und so mächtig wirkenden Kriegslieder von 1870 wurde ihm von Mecklenburg, was ganz unbekannt blieb, ein Orden auf telegraphischem Wege angeboten; er ließ den Funken sogleich mit einem verneinenden Dank zurückfliegen. Nach Fritz Reuter's Tode trug man ihm von München dessen erledigten, und wesentlich als künstlerische Auszeichnung geltenden Maximilians-Orden an; auch diesen lehnte er ohne Besinnen ab. Er sah nicht sich verändert, wohl aber diejenigen, welche mit Orden Menschenwerth und selbsterrungenen Ruhm zu belohnen gewohnt sind.

Mit der Ruhe nach dem Kriege kam auch wieder Schweigen über ihn. Er dachte vom Dichter zu hoch, als daß er demselben gestatten wollte, aus anderen als berechtigten Erregungen ein öffentlich Gehör zu verlangen. Auch wollte er seinen Ruhm durch Verstreuen bedeutungsloserer Blüthen seiner Muse nicht verflachen, und er nahm es dem alten Hoffmann von Fallersleben sehr übel, daß er bei jeder Gelegenheit sich mit ein paar Tendenz-Versen dem Volke immer wieder in Erinnerung zu bringen suchte. „Man

*) Gartenlaube, 1876, Nr. 14.

muß zu rechter Zeit aufzuhören wissen,“ daraus machte er gegen Niemanden ein Hehl, der ihn um den Grund seines Schweigens fragte. So ist denn in den letzten Jahren auch nur selten noch ein Lied von ihm, zumeist als Ausdruck persönlicher Empfindungen, in die Oeffentlichkeit gekommen. Es sind dahin außer denen in der zweiten Auflage der „gesammelten Gedichte“, wie zu Hölderlin's hundertjährigem Geburtstage, an Karl Mayer, auf Auerbach's Barfüßele, zum Amerikaner-Fest, für das berliner Asyl für Obdachlose, noch der Nachruf an Hoffmann von Fallersleben 1875, der Beitrag für das Album zum Hermannsdenkmal und, als sein letztes, sein Glückwunsch an Viktor Scheffel zu dessen fünfzigjähriger Geburtstagsfeier am 16. Februar 1876 zu rechnen.

Doch nach wie vor gab er gern eins seiner Lieder voll gemüthvollen Humors und liebenswürdiger Laune der Freundschaft zum Besten. Da, wie schon früher erwähnt, von diesen Gedichten als „Manuscripten für Freunde“ nur wenig bekannt geworden ist, so sei hier dasjenige eingefügt, welches Freiligrath seinem alten Freunde Hackländer bei Gelegenheit eines Besuchs auf dessen Besitzung Haidehof bei Stuttgart im Sommer 1871 ins Album schrieb: *)

„Der älteste Freund von allen wohl,
Die sich rastend hier gesetzt,
Der am schönen Rhein Dich kannte,
Eh' ein Blatt, eh' ein Buch Dich nannte,
Eintret' ich hier zuletzt.

Und denk' an die ferne, ferne Zeit,
An die Tage frisch und keck,
Als wir sangen und Shakespeare lasen
Und Bowle brauten — der Basen
Und ruhigen Bürger Schreck.

Wohl trennten uns're Wege sich
Seitdem manch liebes Jahr;
Doch heut' ins Haus zur Haiden
Folg' ich Dir gern: — bescheiden
Als Supernumerar!“

*) Bisher ungedruckt.

Als literarische Beschäftigung genügte ihm in der letzten Zeit seines Lebens die Herstellung des „Illustrated Magazine“, einer im Verlag von Eduard Hallberger seit 1875 erscheinenden englischen Zeitschrift, die eine Blumenlese des Besten der modernen englischen Literatur darbieten sollte. Ihr gediegener, von Freiligrath sehr sorgfältig gewählter Inhalt hat sie schnell in den sprachgebildeten Kreisen des deutschen Publikums verbreitet. Auch der Lieblingsarbeit in Uebertragungen merkenswerther französischer und namentlich englischer Gedichte blieb er bis zu seinem Ende treu; er hatte die Früchte derselben in den „gesammelten Gedichten“, sowie in einer vortrefflichen Anthologie englischer Gedichte unter dem Titel: „The Rose, Thistle and Shamrock“ herausgegeben, und von Zeit zu Zeit veröffentlichte er noch neue solcher Nachdichtungen, u. A. in der „Illustrirten Frauenzeitung“ von Franz Lipperheide in Berlin. Der Plan, seine Lebenserinnerungen niederzuschreiben, den er gefaßt hatte, kam über all diesen Arbeiten nicht in Angriff. Viel nahm ihn Tag für Tag auch seine Korrespondenz in Anspruch, die sehr ausgebreitet war und die er mit der Pünktlichkeit eines Geschäftsmannes und mit dem Fleiß der Gewissenhaftigkeit führte, kaufmännisch schön geschrieben und fließend, trefflich im Styl. Er hielt eigens deßwegen ein Journal, in das er die eingegangenen und die abgesandten Briefe eintrug. Brachte der Postbote die Briefe, so wurden sie zu allererst in dies Buch einregistrirt, bisweilen mit Randglossen wie „Brief von N. N. (Autographenbettler)“, oder „Brief und Paket von X. X. (Manuscript, o du grundgütiger Gott!!)“. Er pflegte überdies selber seine Briefe zur Post zu geben.*) Von ihm aus war 1872 auch die Anregung zu der deutschen Schriftsteller-Petition an den Reichstag um Abhilfe gegen die Schädigung durch den holländischen Nachdruck erfolgt und es verdroß ihn sehr, daß es zu keiner berechtigten Entscheidung in dieser Sache kam.

Die skrupelhafte Gewissenhaftigkeit, mit der er arbeitete, raubte ihm viel Zeit. Er konnte oft stundenlang an einem schon fertigen Verse feilen, ehe er die rechte, ihm genügende Gedrungenheit der

---

*) Nat.-Ztg. 1876, Nr. 155.

Sprache, das treffende Wort, gefunden. Seine Gedichte entstanden meist nach einer schlaflosen Nacht; wenn er sich dann Morgens erhob, war sein erstes Wort zur Gattin, mit der er über Alles sprach: „Ich hab's! Ich hab's!“ und er schrieb nun aus dem Gedächtniß die Arbeit nächtlicher Phantasie nieder. Jede Zeile in seinen Uebersetzungen wurde in solcher Sorgfalt dem Original nachgefühlt und in ihrem Wortklang immer wieder geprüft. Aber er war deßhalb auch eifersüchtig auf dies Verdienst der Sprachmeisterschaft und namentlich auf eigene Begriffsworte, die er sich erdacht und die dann zu geflügelten Worten geworden waren. So hatte es ihn einmal empfindlich berührt, daß Adolf Stahr irgendwo den Ausdruck „trotzdem und alledem“ auf Lessing ursprünglich zurückführte, während er wußte, daß er sich ihn aus eigenem Sinnen gebildet, daß er ihn als junger Mann schon gern im Munde zu führen pflegte und ihm durch eine paar seiner revolutionären Gedichte die Bedeutung eines populären Schlagwortes gegeben hatte. Er überzeugte sich dann auch zu seiner Freude, daß Stahr seine Behauptung ohne treffenden Grund aufgestellt hatte und er wirklich der alleinige Urheber des „trotzdem und alledem“ sei.

Am 1. März 1873 riß der Tod seinen zweiten Sohn Otto in der Blüthe seiner Jahre am Scharlachfieber dahin; er war eben zur Ableistung seines einjährigen Dienstjahres in ein in Stuttgart garnisonirendes Regiment eingetreten. Der Verlust dieses Lieblings ließ den sonst so seelenstarken Mann seinem Schmerze fast erliegen; um so trostloser war er, als er sonst keins seiner Kinder mehr um sich hatte. Die zwei Töchter lebten verheirathet in England, Wolfgang und Percy damals in Nordamerika. Vereinsamt fühlte sich der Vater und fortan lebte er auch noch zurückgezogener als vordem. Nur im Umgang mit ein paar Freunden, mit dem treuen Walesrode, mit Hofrath Hemsen, Edmund Höfer, fand er manchmal seine abendliche Zerstreuung. Er gefiel sich außerdem ebenso wenig wie seine Frau in Stuttgart; sie waren durch langen Aufenthalt an englische Sitte und Lebensweise gewöhnt, und daß die Kinder dort ihr Heim gefunden, ließ die Sehnsucht nach Englang immer rege bleiben.

Von dem harten Schlag, den der Tod seines Sohnes ihm

bereitet, erholte sich Freiligrath nicht wieder. Der Gram um diesen alterte ihn schneller als die wachsende Macht der Jahre. Schon gebeugt im sonst so kräftigen Genick, sah man ihn am Sarge Georg Herwegh's stehen, an jenem Apriltag 1875, da man diesen Mitstreiter von einstmals auf den Friedhof zu Baden-Baden trug — einen Vergessenen, an dessen Sarg nur Freiligrath als einziger aller deutschen Dichter die Ehrenpflicht der Kameradschaft erfüllte! Im unversöhnten Groll war Herwegh gestorben und seine Leiche selbst wollte er nur in schweizer Erde gebettet wissen: wehmüthig ergriffen ehrte Freiligrath diesen Trotz; aber er fühlte auch die Genugthuung, daß er ihn mit seiner stärkeren Natur längst hatte überwinden können!

Seit 1874 schon hatte er die Wohnung in Stuttgart aufgegeben und nach einer stärkenden Sommerreise sich wieder in Cannstatt eingemiethet, in dem Eckhaus „zum alten Hasen“ an der Neckarbrücke, still gelegen an der Landstraße, vor sich das rauschende Wehr des Stromes und den Ausblick auf die Gärten der Wilhelma und des Rosenstein, und auf die Berghöhen bei Stuttgart. In behaglicher Einrichtung mit bescheidenem Komfort lebte er hier mit seiner Gattin allein, den Tag über in seinem geliebten Arbeitszimmer, wo die von ihm so sorgfältig gehaltene, werthvolle Bibliothek stand, wohl an 5000 Bände stark; an den Wänden eine Bleistift-Handschrift Schiller's, eine eingerahmte Locke von dessen Haupt, eine andere von Goethe, ein Bildniß von Carlyle und eins von Rittershaus. Nachmittags sah man ihn wohl mit seiner treuen Pflegerin längs dem Neckar oder in die Kuranlagen bei Cannstatt spazieren gehen, immer gebeugter in der Haltung werdend, mit eisgrauem Haar und langgewachsenem wallenden Vollbart, langsam gemessenen Schrittes. Schon wurde ihm das Gehen schwer und die Brust bedrückter dadurch. Ein unglücklicher Stoß an's Schienbein beim Einsteigen in einen Wagen der stuttgarter Pferdebahn, die vor seinem Wohnhause ihren Anfang nimmt, kam hinzu, um ihn fortan, seit dem Herbst 1875, durch die erhaltene und schwer heilende Verletzung an sein Zimmer zu fesseln. Eine Reise an's Meer, nach dem er sich sehr sehnte, sollte er nicht mehr machen können.

Es zehrte auch jetzt gieriger die Krankheit an seinem Leben, die er nicht vermuthete und die ihm geheim gehalten wurde: die Wassersucht. Die Arbeit ging ihm nicht mehr von der Hand und er mußte sich dazu bequemen, zu diktiren, manchen Tag auch einhalten damit, so ungern er es sah. Der Arzt hatte die Gattin schonend auf ein möglicher Weise schnelles Ende des geliebten Mannes vorbereitet, dessen Krankheit aus der unnatürlichen Vergrößerung des Herzens und durch dessen Verfettung entsprungen war. Gefaßt auf das Unabwendbare, hatte Frau Freiligrath die Familie davon unterrichtet und es war ihre Schwester deßhalb zur Pflege nach Cannstatt gekommen, und aus der weiten Ferne der älteste Sohn Wolfgang mit seiner jungen Frau. Freiligrath selbst ahnte Nichts. Wie sonst war er noch immer frischen Geistes und voll lebhafter Theilnahme für die Vorgänge auf dem Gebiet der Literatur und des öffentlichen Lebens, und er freute sich, wenn ihm ein Besuch von Bekannten wurde. Einige Tage vor seinem Tode äußerte er zu einer befreundeten Dame:

„Ich stehe wie ein Student auf der Mensur und mein Gegner ist der Tod. Aber ich habe noch stählerne Arme, und wenn auch der Kampf ein heißer, so bezwinge ich den Gegner doch.“*) Er mochte dabei an sein Jugendgedicht „Fieber“ denken, in dem er seinen visionären Kampf mit dem Tode so erschütternd schildert.

Auch sagte er früher einmal zu seiner Frau in Bezug auf Goethe's Tod:

„Ich bin kein Goethe und will ihn gewiß nicht kopiren; aber in einem Sessel sterbe ich auch mal, du sollst sehen!“

Und so kam es.

Der Tod harrte seiner schon längst, aber wollte nicht mit ihm kämpfen. Er ließ des Greisen Bart noch binnen wenigen Tagen schneeweiß werden, dann drückte er das mächtige, edle Haupt sanft an die Brust der treuen Lebensgefährtin und hielt sein reiches, großes Herz auf einmal still. In der Nacht zum 18. März 1876 schlief Freiligrath, wie auch sonst in letzter Zeit, so unruhig, daß er seiner angenommenen Gewohnheit nach öfter das Bett mit dem

*) Nat.-Ztg. a. a. O.

Ruhsessel wechselte. Auf dem Sessel entschlummerte er sanft Morgens nach sechs Uhr, nachdem er eben noch zu seiner Gattin ein paar scherzhafte Worte gesprochen. So schlafend für immer und verklärt, ließ der Sohn zwei Stunden darnach eine schöne Photographie von seinem Vater aufnehmen.

Die Kunde von Freiligraths Tode, blitzschnell durch Deutschland getragen, rief eine tiefe und allgemeine Theilnahme hervor. Die Necrologe und Gedichte auf ihn in allen Zeitungen, und die lange noch nachwachsende Fülle allerhand publizistischer Mittheilungen aus seinem Leben bewiesen es. Selten, daß einem deutschen Dichter eine solche große, schmerzliche Theilnahme nachfolgte, die man eine National-Trauer nennen konnte. Von nah und fern sandte man Lorbeerkränze und Kronen in das Trauerhaus, um seinen Sarg damit zu schmücken. Die Stadt Detmold begehrte ihren berühmten Sohn zurück und wollte ihm eine würdige Grabstätte bereiten; auch die Freunde in Stuttgart waren bereit, ihm mit dem unvergessenen Sohne zusammen auf dem Friedhof jener Stadt die Gruft zu bereiten. Aber Cannstatt wollte seinen großen Todten sich nicht rauben lassen und es trug den Sieg davon. Die lauschige Stelle auf dem Friedhof um die dortige Ufkirche, wo er einmal ausruhend mit seiner Gattin auf einer Bank gesessen und gesagt hatte: „Hier ist's gut ruhen!“ wurde ihm zur letzten Ruhestätte von der Neckarstadt geweiht.

Am Dienstag Nachmittag, 21. März, fand das Begräbniß statt. Vom Thurm der Stadtkirche erscholl das Geläute der Glocken und der lang hinhallende Klang der Choräle. Umflorte Fahnen schwäbischer Sängervereine wurden vorauf dem langen, stillen, ernsten Männerzuge getragen, der dem Sarg folgte. Eine Last von Lorbeerkränzen und Blumen schmückte das letzte Haus des Dichters; eine Schleifenpracht von Schwarz-Roth-Gold daran zeugte für den deutschen Mann der Freiheit, der an einem immer denkwürdigen Tag für dieselbe sein Herz ausgehaucht hatte.

Nach dem Gesang und des Predigers sinniger Weiherede am Grabe rief ihm mit bewegter Stimme Walesrode den Freundesabschied nach und Karl Mayer pries ihn als den Dichter, der dem ganzen deutschen Volk angehört hatte und um dessen Verlust weit-

hin, bis in die Welt jenseits der Oceans, die Klage seiner Verehrer erschallen werde. Mit Blumen und Lorbeeren bedeckte man dann sein Grab. Wie einen großen Sängerfürsten, der er war, hatte man ihn zur Ruhe bestattet und Tausende wahrhaft Leidtragender umstanden ihn, als er der Erde übergeben wurde. In Barmen, von wo er einst als junger Dichter in die Welt gezogen, in die Welt des Ruhmes, der Verfolgung und des Exils, wurde am 4. April eine ergreifende Todtenfeier gehalten, bei welcher Rittershaus die Gedächtnißrede hielt. Die schwäbischen Freunde aber erließen am 10. April einen Aufruf zu einem würdigen Grabdenkmal für diesen Liebling der deutschen Nation.

Wie er einst Immermann nachsang, so gilt sein eigen Wort auch von ihm selber:

„Den Todten Ehre, sei ihr Schlummer lind,
Die Rath und Stab noch den Lebend'gen sind;
Die ew'gen Lichtes vorglüh'n unsrer Bahn;
An deren Gruft, wenn wir ihr zitternd nah'n,
Um leise wimmernd ein Gebet zu stammeln,
Wir frischen Muth und neue Thatkraft sammeln!"

